

Fragen statt Antworten
Weshalb sich der evangelische Kirchenbund so schwer tut mit der Ehe für alle. **HINTERGRUND 3**

Kirchliche Vielflieger
Welche kirchlichen Organisationen Mitarbeitende dazu anhalten, am Boden zu reisen. **REGION 4**



Foto: Marco Frauchiger

Am Stammtisch
Was Arbeitgeber dazu beitragen können, damit die Integration von Flüchtlingen gelingt. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchgemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. **BEILAGE**

reformiert.

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Kirchenbote
Kanton Zürich

Nr. 15/August 2019
www.reformiert.info

Ein Halleluja für die Demokratie in Hongkong

Religionsfreiheit Die christliche Minderheit in Hongkong spielt innerhalb der jüngsten Protestwelle in der Millionenmetropole eine herausragende Rolle. Denn die Religionsfreiheit steht auf dem Spiel.

«Sing Halleluja to the Lord», hallte es im Juni durch das Regierungsviertel von Hongkong. Tausende von Christinnen und Christen hatten sich wochenlang zu Mahnwachen versammelt. Auch an der Demonstration am 16. Juni, als zwei Millionen Menschen ihren Protest auf Hongkongs Strassen trugen, wurde von vielen, die in ihrem Leben noch nie eine Kirche betreten haben, das Lied angestimmt.

Die Episode zeigt, wie das Christliche in der Demokratiebewegung mitschwingt. Vordergründig wird um das Gesetzesvorhaben gestritten, das juristisch Auslieferungen auch nach Festlandchina erlauben soll. Vor allem geht es aber um die Freiheit Hongkongs, das 2047 zur ganz normalen chinesischen Stadt wird. Denn die bei der Übergabe der britischen Kronkolonie ausgehandelten Sonderrechte wie Meinungs-, Versammlungs- und Religionsfreiheit sind dann Makulatur.

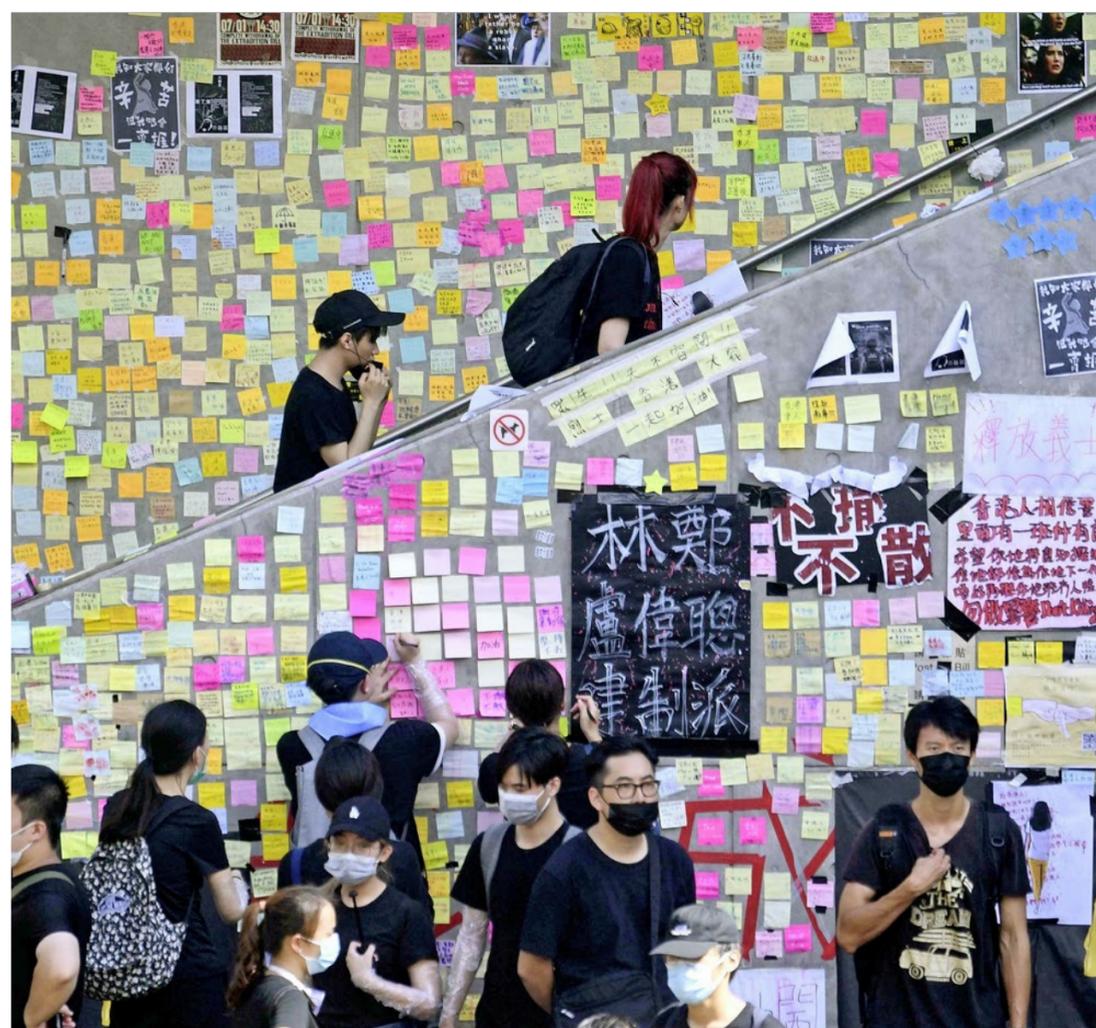
«Hongkong ist nicht China»

Die Uhr tickt also und genau am 1. Juli, am 22. Jahrestag der Übergabe, demonstrierten erneut Hunderttausende. Hunderte von Verzweifelten stürmten das Parlament und sprühten die Parole an die Wand: «Hongkong ist nicht China».

Empört trat Carrie Lam, die Regierungschefin des Stadtstaates, vor die Mikrofone und verurteilte den Vandalismus. Studentenfürher Joshua Wong, Mitglied der protestantischen Kirche TTM, die einst von der Basler Mission gegründet worden war, erinnerte sie prompt daran, dass die Regierung Hongkongs nicht demokratisch gewählt sei.

Tobias Brandner, der als Gefängnisseelsorger und Hochschullehrer seit 22 Jahren in Hongkong lebt, betont: «In der ungewöhnlichen Militanz spiegelt sich die Verzweiflung von Menschen, die trotz Protests die leidvolle Erfahrung machten, dass Lam zu keinem einzigen echten Zugeständnis bereit war.» Der Mitarbeiter von Mission 21 weist auf ein Graffiti im gestürzten Parlament hin: «Du, Carrie Lam, hast uns gelehrt, dass mit friedlichem Protest nichts zu erreichen ist.»

Brandner war bereits vor fünf Jahren mit seinen Studierenden dabei, als die Regenschirm-Bewegung fast drei Monate die City blockierte. Sie protestierten gegen das Wahlsystem, das prochinesischen Politikern automatisch den Sieg garantierte. Damals ging ein Riss durch die Kirchen. Viele öffneten die Kir-



Nur noch 28 Jahre möglich: Freie Meinungsäusserung per Post-it-Zettel.

Foto: Keystone

chentüren, damit die Demonstranten Tränengas und Gummischrot entkommen konnten. Andere appellierten, die chinesische Dominanz zu akzeptieren. «Heute sind die Kirchen klar gegen das Auslieferungsgesetz», sagt Brandner.

Christen auf beiden Seiten

Auffällig war 2014, dass neben Joshua Wong auch zwei der prominenten Führer der Regenschirm-Bewegung Christen waren, einer davon war Baptistenpfarrer. Ein ähnliches Bild zeigt sich aber auch an den Schalthebeln der Macht: In der Regierung wie unter höheren Beamten finden sich viel mehr Christen, als es in einer Stadt, in der sich jeder siebte Einwohner zu Jesus Christus bekennt, zu erwarten wäre.

Der Grund dafür ist in der Stadtgeschichte zu suchen. Mit der Unterstützung der Briten gründeten christliche Missionare Schulen und Colleges, die sich bis heute grosser

Popularität erfreuen. Interessant: Carrie Lam, die praktizierende Katholikin geblieben ist, besuchte eine franziskanische Schule.

Die prochinesische Chef des Stadtstaates schafft den Spagat, zwei Herren zu dienen, während immer mehr Christen die entscheidende Frage umtreibt: Wird die Religionsfreiheit 2047 noch gelten, wenn die Frist für völkerrechtlich garantierte Freiheitsrechte ausläuft? Das Engagement der Christen ist somit vor dem Hintergrund der Religionsfreiheit zu sehen, die mit der repressiven Politik des autoritären KP-Führers Xi Jinping in Festlandchina immer mehr beschnitten wird.

Hongkongs Turbulenzen bestätigen dem Regime, wie politisch explosiv Religion ist. Brandner sagt dazu: «Wenn dann in der Halleluja-Hymne Jesus Herr über Himmel und Erde ist, dann stellt dies die Autorität der kommunistischen Partei in China infrage.» Delf Bucher

«In der ungewöhnlichen Militanz spiegelt sich die Verzweiflung von Menschen wider, denen kein Gehör geschenkt wird.»

Tobias Brandner
Pfarrer in Hongkong

Kommentar

China auf dem Weg in die digitale Diktatur

Chinas Senkrechtstart zur Wirtschaftsmacht ist etwas ins Stocken geraten, doch die digitale Überwachungsmechanik entpuppt sich als durchschlagender Erfolg. Hongkongs Christen, die für Demokratie kämpfen, erleben derzeit, wie für die Regierung in Peking George Orwells düsterer Zukunftsroman «1984» zur Gebrauchsanweisung für ihre Repression wird. Das macht Angst. Was in China funktioniert, kann in andere Länder exportiert werden. Mit künstlicher Intelligenz kontrolliert das Regime seine Bürgerinnen und Bürger effizient. Kameras registrieren jedes Fehlverhalten. Gesichtserkennung wird nicht nur in der U-Bahn eingesetzt, sondern zunehmend auch in Kirchen. Wer sich systemkonform verhält, erhält Bonuspunkte und Zugang zu Hochgeschwindigkeitszügen und Bankkrediten. Wer Punkte verliert, kann keine Flugtickets mehr buchen.

Ethik widerspricht Logik

Wirtschaftlicher Erfolg habe seinen Preis, mögen einige finden. Und man werde sich warm anziehen müssen, um mithalten zu können mit den leistungsfähigen Chinesen. Ein 1,4 Milliarden-Volk brauche eine starke Führung, welche die Sicherheit des Kollektivs über die Freiheit des Einzelnen stelle. Überhaupt: Menschen seien Herdentiere, die gesteuert und überwacht werden wollen.

Die christliche Ethik, nach der die Würde des Menschen unantastbar ist, widerspricht einer solchen Logik. Kein Wunder, will China den Widerstand in Hongkong, der stark von Christinnen und Christen getragen wird, mit Repression und digitalen Hilfsmitteln niederschlagen und die Religionsfreiheit einschränken. Nicht nur dort müssen Menschen befürchten, dass die digitale Diktatur ihren Alltag bestimmt. Auch in Westeuropa sollte man hellhörig werden, wenn Internetgiganten Wahlen beeinflussen und ungehindert ihren Datenhunger stillen. Selbst wenn China ökonomisch erfolgreich bleibt, als Vorbild taugt es nicht.



Katharina Kilchenmann
«reformiert.»-Redaktorin
in Bern

Annelies Hegnauer will Präsidentin werden

Kirchenpflege Neben Res Peter und Michael Braunschweig kandidiert nun auch Annelies Hegnauer für das Präsidium der Kirchenpflege in Zürich. Bis zu ihrer Pensionierung im April 2018 war sie Abteilungsleiterin Marketing und Fundraising beim Hilfswerk Heks und 20 Jahre Mitglied der Kirchensynode. Hegnauer ist bereits in der Übergangskirchenpflege, deren Präsident Andreas Hurter bei den Wahlen vom 17. November nicht antritt. fmr

Interview: reformiert.info/hegnauer

Waffenexporte sollen eingeschränkt werden

Politik Ein Jahr vor Ablauf der Frist kam die Korrekturinitiative zustande. Sie will Lockerungen für den Export von Kriegsmaterial rückgängig machen. Und ein Gesetz soll die Mitsprache von Parlament und Volk sicherstellen. Kirchliche Kreise unterstützten die Initiative. Ausgelöst worden war die Unterschriftensammlung durch die Absicht des Bundesrats, die Ausfuhr von defensiven Waffensystemen in Bürgerkriegsländer zu erlauben. fmr

Bericht: reformiert.info/korrektur

Religion im arabischen Raum auf dem Rückzug

Islam Der Nahostexperte Reinhard Schulze beobachtet in den arabischen Gesellschaften einen «ziemlich rasanten Vertrauensverlust in religiöse Institutionen». Im Auftrag der BBC hatte das Arab Barometer Netzwerk rund 25 000 Menschen in Nordafrika zu Themen wie Frauenrechte, Migration und Sicherheit befragt. 13 Prozent gaben dabei an, nicht religiös zu sein. 2013 waren es erst acht Prozent gewesen. fmr

Bericht: reformiert.info/arabbarometer

Nur der Präsident erhält Konkurrenz

Kirchenrat Auf eine Nachfrage von «reformiert.» hatten Gina Schibler und Marcus Maitland angekündigt, auch für den Kirchenrat zu kandidieren. Doch nun treten sie am 1. Oktober nur gegen Präsident Michel Müller an. Sie seien auf die Frage nicht vorbereitet gewesen, und eine Kandidatur für den Kirchenrat gefährde die Konkordanz, begründen sie ihren teilweisen Rückzug. fmr

Auch das noch

Und die Fischsosse nicht vergessen

Geschichte Der Papyrussammlung in Basel gehört die weltweit älteste Handschrift eines Christen. Sie stammt aus den 230er-Jahren nach Christus. Arrianos bittet darin Paulos um ein Mitbringsel: «Schick mir auch die Fischsosse, von der du glaubst, dass sie gut ist.» Der Brief bestätigt, dass die ersten Christen im römischen Reich keine «weltabgewandten Sonderlinge» waren, sondern im ägyptischen Hinterland politische Leitungsfunktionen einnahmen», erklärte die Universität Basel nach der Entzifferung. fmr



Arbeiten im kirchlichen Coworking Space: das «Blau10» in der Zürcher Altstadt.

Fotos: Martin Guggisberg

Die Kirche entdeckt das Coworking

Arbeit Die reformierte Landeskirche wirbt bei Kirchgemeinden für Coworking-Konzepte. So würden Immobilien nachhaltig genutzt, und die Kirche behalte gesellschaftliche Relevanz.

Eine Sofaecke und Stoffsessel im dänischen Stil, dahinter ein langer Tisch mit zwölf eleganten Bürostühlen und Netzanschlüssen. An der Wand kleben Post-its mit Management-Slang, etwa «Flow-Prinzip» oder «Start with the WHY». Weitere Arbeitsplätze bietet die Kaffeeküche. «Blau10» heisst der Coworking-Space der Landeskirche in der Zürcher Altstadt.

Nach zwei Jahren Pilotphase ist nun entschieden: Das Büro, das Externen Arbeitsplätze und Infrastruktur wie Drucker, WLAN und Sitzungsraum zur Verfügung stellt, bleibt. Die Landeskirche wertet es als Erfolg, denn im «Blau10» arbeiten regelmässig über 40 Firmengründer, Freiberufler und Studie-

rende. Sie zahlen nur relativ tiefe Mitgliederbeiträge und sind in Themen wie Nachhaltigkeit oder Migration tätig. Dass viele von ihnen aus dem nicht-kirchlichen Umfeld stammen, stört Mathias Burri von der Abteilung Kirchenentwicklung nicht. «So können wir uns als Kirche mit Firmengründern über Themenbereiche austauschen, in denen wir uns auch engagieren.»

«Blau10» als Blaupause

Bei den Nutzern stösst das Angebot auf Resonanz. «Die Kirche hat hier eine echte Chance, die Szene des sozialen Unternehmertums zu unterstützen», sagt Manuel Lehmann von Thinkpact Zukunft, der sich mit kollaborativem Wirtschaften beschäf-

tigt. Geht es nach der Landeskirche, könnte «Blau10» zur Blaupause für ähnliche Projekte werden. Denn die Kirche sieht Coworking als Möglichkeit für Kirchgemeinden – vor allem in ländlichen Regionen. Nicht zuletzt, weil sich viele Gemeinden infolge von Fusionen mit Leerständen und Umnutzungen auseinandersetzen. «Coworking-Spaces wären eine gesellschaftsrelevante und nachhaltige Immobiliennutzung», sagt Burri. Sie kämen Trends wie der flexibleren Arbeitswelt entgegen und entlasteten die Umwelt, weil weniger Menschen zum Arbeitsort pendeln müssten.

An einer Infoveranstaltung für Gemeindevertreter rührte die Landeskirche im Juni die Werbetrommel für Coworking-Konzepte und präsentierte bereits einen externen Partner: die VillageOffice Genossenschaft, die ein landesweites Netz von Coworking-Büros aufbaut. Sie berät gemeinsam mit der Landeskirche interessierte Gemeinden.

Remo Rusca von VillageOffice sieht im Coworking «eine Einladung für die Kirche, verstärkt in den Dialog mit der Gesellschaft einzutreten». Zugleich könnte sie eigenes Know-how einbringen. Burri nennt ein Beispiel: «Gerade auf dem Land bräuhete es Coworking in Kombination mit anderen Angeboten, beispielsweise Kinderbetreuung.» Derartige Konzepte lassen sich selbst in der Stadt an einer Hand abzählen.

In Zürich ist der Pionier kirchennah. Der Cevi bietet zentral im Glockenhof Kinderbetreuung an und betreibt ein Café, in dem auch gearbeitet werden kann.

Beim Bahnhof einsteigen

Bei den Kirchgemeindevertretern, die an der Infoveranstaltung teilnahmen, kam die Idee gut an, wie sich auf Nachfrage zeigt. Anwesend waren Hirzenbach, Eglisau, Bülach, Affoltern, Marthalen und Furttal. In Eglisau prüfen SBB und VillageOffice derzeit das Potenzial für einen Coworking-Space in den Räumen des alten Bahnhofs. Die Kirchgemeinde erwägt eine Beteiligung.

Die Kirchgemeinde Hirzenbach prüft die Integration des Konzepts in ihr Neubauprojekt für die Kirche. Auch das neue Begegnungsprojekt Zytlos im Kirchgemeindehaus Enge offeriert im Café Infrastruktur zum Arbeiten – allerdings bei reduzierten Öffnungszeiten.

Für andere Gemeinden sind Projekte noch nicht spruchreif. Auch die Finanzierung wirft Fragen auf: Ziel sei ein selbsttragendes Konzept, möglicherweise in Kooperation mit den politischen Gemeinden, sagt Burri. Er geht davon aus, dass in ein, zwei Jahren vermehrt kirchliche Coworking-Spaces ihren Betrieb aufnehmen werden. Denn der Bedarf sei vorhanden: «Wenn wir es nicht machen, dann macht es jemand anderes.» Cornelia Krause

Christliche Lobbyisten für das Bundeshaus

Politik Christliche Organisationen schicken zwei Lobbyisten ins Bundeshaus. Umweltschutz und der Kampf gegen Armut stehen auf ihrer Agenda.

Seit drei Jahren geht Paul Mori als Sonderbotschafter der Heilsarmee im Bundeshaus ein und aus. Neu lobbyiert er im Auftrag von weiteren christlichen Organisationen, die Ende Mai den Verein «Christian Public Affairs» gegründet haben.

Für vernünftige Mieten

Mit an Bord sind die Heilsarmee, die Schweizerische Evangelische Allianz SEA, der Verband «Freikirchen Schweiz» VFG, das christliche Radio- und TV-Unternehmen «ERF-Medien», das Allianz-Hilfswerk «Hilfe für Mensch und Kirche» und das

sozialethische Institut «Ethik22», das aus der Katholischen Arbeiterbewegung hervorging.

Mori und der Westschweizer SEA-Sprecher Michael Mutzner arbeiten zu je 40 Prozent. Seinen ständigen Zutritts-Badge für das Bundeshaus verdankt Mori dem Zuger Ständerat Peter Hegglin (CVP). Jedes Parlamentsmitglied kann zwei Zutrittsberechtigungen ausstellen und zudem pro Sessionstag weitere zwei Gäste einladen.

Und wofür will sich «Christian Public Affairs» starkmachen? Bezahlbarer Wohnraum etwa steht für

Mori weit oben auf der Agenda. Er zeige den Politikerinnen und Politikern gerne live, wie es sich zu sechst in einem Studio in Genf lebe.

Seine Idee: «Mit unserer Expertise in Sachen Armut können wir im Parlament die Kräfte unterstützen, die sich für vernünftige Mieten einsetzen, in diesem Fall etwa die SP und die Grünen.» Je nach Thema böten sich andere Allianzen an. Auch

«Wir sollten Alleingänge vermeiden und christliche Anliegen gemeinsam einbringen.»

Paul Mori
Christian Public Affairs

der «Angriff auf den Zivildienst» ist für den früheren Leiter der Heilsarmee-Flüchtlingshilfe ein Thema. «Und natürlich Anliegen wie Umwelt, Entwicklungshilfe, Menschenrechte», fügt er an.

Nicht immer einer Meinung

Zu erwarten ist, dass die Vereinsmitglieder nicht immer einer Meinung sein werden. SEA und VFG haben sich zum Beispiel in der aktuellen Vernehmlassung zur «Ehe für alle» nicht nur deutlich dagegen ausgesprochen, sondern tun sich insgesamt schwer mit Homosexualität. Beim Institut «Ethik 22» wiederum ist dies nicht der Fall.

Es gelte, sich mit mehrheitsfähigen Anliegen möglichst geschlossen in die Politik einzubringen, sagt Mori. Er steht darum auch im Gespräch mit Landeskirchen und Hilfswerken. Ansonsten ist für ihn klar: «Ich vertrete Meinungen nur im Namen der Organisationen, die sie auch teilen.» Christa Amstutz

Von der Gottessuche eines poetischen Realisten

Literatur Gottfried Keller erlebte seine religiöse Erweckung in der Abkehr vom Glauben, als er in Heidelberg dem Religionskritiker Ludwig Feuerbach begegnete. Der Dichter wandte sich konsequent dem Diesseits zu und suchte die Transzendenz in der Ästhetik. Gott liess ihn freilich nie ganz los.



Der Dichter ist in den Zwischenräumen daheim: Gottfried Keller (1819–1890) auf dem Porträt von Karl Stauffer im Kunsthhaus Zürich.

Foto: Keystone

Zu Beginn ist der liebe Gott ein Wetterhahn, der golden in der Sonne glänzt. Und bald schon ein kräftiger Tiger. Bis der sechsjährige Heinrich auf den Gedanken kommt, «dass Gott ein Wesen sein müsse, mit welchem sich allenfalls ein vernünftiges Wort sprechen liesse».

Was der Schriftsteller Gottfried Keller, der am 19. Juli 200 Jahre alt geworden wäre, am Anfang seines Romans «Der grüne Heinrich» als kindliche Fantasie tarnt, verweist auf die Religionskritik des Philosophen Ludwig Feuerbach: Gott sei eine Projektion. Der Mensch erfinde sich seinen Gott, weil er Gott nö-

tig habe. Dem Religionskritiker begegnete Keller Ende 1848 erstmals. «Ich werde tabula rasa machen mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen», schrieb er kurz danach in einem Brief aus Heidelberg.

Feldzug gegen Katholiken

Auch die Romanfigur Heinrich setzt sich mit Feuerbachs Thesen auseinander. Ihm will Dortchen Schönfund, in die sich der gescheiterte Landschaftsmaler auf dem Weg zurück in die Heimat verliebt, die Reste einer weltabgewandten Religion austreiben. Und Heinrich spürt, wie seine «anerzogenen Gedanken von

Gott und Unsterblichkeit sich in ihm lösen und beweglich werden».

Beweglichkeit ist das Schlüsselwort. Keller karikiert den auswendig gelernten Katechismus-Glauben genauso wie die zum Dogma erstarrte Religionskritik. So lässt er mit Peter Gilgus einen «Apostel des Atheismus» auftreten, der sich der Umarmung des debattierfreudigen Kaplans nicht entziehen kann und auf gemeinsamen Beizentouren regelmässig den Verstand verliert.

Der am 28. Juli 1819 in der Zürcher Predigerkirche getaufte Gottfried Keller wuchs in einer reformierten Familie auf. Später schloss

er sich den Freischärlern an, die Luzern angriffen, nachdem die Stadt ihre Lehranstalten für die in anderen Ständen bekämpften Jesuiten geöffnet hatte. Die Freischarenzüge von 1844 und 1845 scheiterten zwar, doch erwiesen sich die Auseinandersetzungen als Vorläufer des Sonderbundkrieges im November 1847. Die katholischen Orte kämpften gegen die liberalen Stände, ihre Kapitulation legte den Grundstein zur Verfassung von 1848, welche die Schweiz zum Bundesstaat machte.

Die konfessionellen Auseinandersetzungen in der Eidgenossenschaft tauchen in Kellers Werk im-

mer wieder auf. Exemplarisch in der in den Zürcher Novellen (1878) veröffentlichten Erzählung Ursula. Hier schliesst sich der aus dem Söldnerdienst zurückkehrende Hansli Gyr Zwinglis Zürcher Reformation an, während seine geliebte Ursula unter Wiedertäufern dem Irrsinn verfällt. Nach dem zweiten Kappler Krieg, in dem Gyr verwundet, aber von den katholischen Ex-Kameraden verschont wird, finden die beiden doch noch zueinander. Die Novelle endet somit in der konfessionellen Aussöhnung, die ätzende Kritik am Wiedertäuferum bleibt.

Der weltfromme Christ

Keller war protestantisch geprägt, liberal gesinnt und zunehmend religionskritisch. Und doch liess ihn Gott nie los. «Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die

«Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verscheucht es. Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn.»

Gottfried Keller

In: «Der grüne Heinrich»

Welt um ihn», schreibt er im «Grünen Heinrich». Dieser «weltfromme Christ» sucht und findet den mäuschenstillen Gott in der Natur. In seinen pantheistischen Gedichten wird Gottfried Keller zum literarischen Landschaftsmaler, lässt seine Augen trinken, «was die Wimper hält von dem goldenen Überfluss der Welt». Vor der agnostischen Erweckung in Heidelberg hatte sich der Protestant mit den vom Katholizismus geprägten Romantikern auseinandergesetzt.

«Wenn wir öfter etwas suchen, was wir nicht finden können, so finden wir zuweilen dafür etwas, was wir nicht gesucht haben», schrieb Keller einmal. Vielleicht gilt das auch für seine Gottessuche. Der Jenseitsglaube, die kindlichen Gottesbilder lösten sich im Realismus auf. Doch die Poesie und das Staunen über die Schöpfung blieben. Der poetische Realist ist in den Zwischenräumen daheim. Felix Reich

Eine Antwort, die Fragen offen lässt

Politik Der Rat des Kirchenbunds hat zur «Ehe für alle» eine Vernehmlassungsantwort eingereicht, die zehn Fragen stellt, aber kaum Antworten gibt.

Soll die Ehe auch für homosexuelle Paare möglich werden? Ja, findet der reformierte Zürcher Kirchenrat in seiner Vernehmlassungsantwort an die Rechtskommission des Nationalrats. Auch die Evangelischen Frauen Schweiz begrüssen die parlamentarische Initiative, die «gesetzlich geregelte Lebensgemeinschaften» für alle Paare öffnen will.

Eine Antwort angekündigt hatte auch der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK). Er wollte jedoch die Abgeordnetenversammlung im Juni abwarten und bat um

Fristverlängerung. Die rechtliche Frage nach der Ehe für alle und die liturgische Frage nach der Trauung für alle verlange «nach einer einmütigen Antwort der Kirchen», heisst es nun im Vernehmlassungstext. Statt eine Antwort zu geben, werden darin zehn theologische Fragen zum Themenkomplex aufgelistet. Der Urteilsfindungsprozess sei «im Gang» und werde «noch einige Zeit in Anspruch nehmen».

Die Abgeordnetenversammlung hatte sich auf einen Satz als Basis für weitere Debatten geeinigt: «Wir

sind von Gott gewollt, so wie wir geschaffen sind. Unsere sexuelle Orientierung können wir uns nicht aussuchen. Wir nehmen sie als Ausdruck geschöpflicher Fülle wahr.»

Allen Gehör schenken

Die Aargauer Kirchenrätin Catherine Berger kritisiert den Vernehmlassungstext als «Nichtantwort, die der Auffassung des Rates widerspricht, in wichtigen Fragen klar Position zu beziehen». Als Fachanwältin für Familienrecht wirkte sie in der reformierte Meinungsvielfalt spiegelnden Arbeitsgruppe des SEK mit, die aufgrund der Motion «Familie, Ehe, Partnerschaft, Sexualität aus evangelisch-reformierter Sicht» einberufen worden war.

In der Diskussion im Juni sei eine grosse Solidarität für die Gleichstellung von allen Formen von Partnerschaften spürbar gewesen, sagt Berger. Das zeige, dass die Reformierten im Grundsatz offen seien

für die Ehe für alle. «Wir sollten uns nicht von einer kleinen Minderheit von lauten Stimmen davon abhalten lassen, eine klare Position zu vertreten.» Die Ehe sei gemäss reformierter Auffassung «ein säkulares Institut, welchem unsere Kirche durch die Trauung den Segen gibt», sagt Berger. «Es wäre für den grössten Teil der Mitglieder nicht

«Wir sollten uns nicht von einer kleinen Minderheit abhalten lassen, eine klare Position zu vertreten.»

Catherine Berger

Kirchenrätin und Fachanwältin

verständlich, wenn wir homosexuellen Paaren im Falle der Einführung der zivilen Ehe für alle die Trauung verweigern würden.»

SEK-Ratsmitglied Sabine Brändlin verteidigt das Zögern: Der Rat habe die deutlichen Tendenzen in den Äusserungen der Abgeordneten gehört. «Aber wir schenken auch Mitgliedern Gehör, die Bedenken äussern.» Einmütig sei ein Entscheid erst, «wenn er auch für Menschen annehmbar wird, die nicht die Mehrheitsmeinung vertreten».

Auch in andern evangelischen Kirchen hätten Synoden und nicht Exekutivgremien den Entscheid zur Ehe für alle getroffen, sagt Brändlin. Der Rat werde den Prozess auf der Grundlage des verabschiedeten Kernsatzes weiterführen und beschleunigen. «Möglichst bald» sollen die Abgeordneten ihren Beschluss fassen können. Thomas Illi

Weitere Berichte: reformiert.info/ehefüralle



Wieder ganz in Winterthur: Stadtkirchenpfarrer Thomas Plaz tritt nach elf Jahren im Kirchenrat bei der Wahl am 1. Oktober nicht mehr an.

Foto: Stefan Kubli

Mit Besonnenheit und theologischem Scharfsinn

Kirche Thomas Plaz war elf Jahre im Kirchenrat und zuletzt für Theologie und Bildung verantwortlich. Den kirchlichen Unterricht versteht der Pfarrer als Einladung, den biblischen Geschichtsschatz zu entdecken. Die Freude müsse dabei im Mittelpunkt stehen. Sonst habe die Kirche schlechte Karten.

Die Antwort kommt, bevor die Frage fertig ist. Ja, einfache Antworten auf komplizierte Fragen nerven ihn. Nach elf Jahren im Kirchenrat tritt Thomas Plaz nicht mehr zur Wahl an. Insbesondere wenn es in der Synode um Theologie ging, gab er sich mit Halbwahrheiten nicht zufrieden. Hinter der Besonnenheit blitzte die Lust an der Debatte auf.

Plaz beharrt darauf, dass Gott mit simplen Antworten nicht beizukommen ist. «Von Gott zu reden heisst, das Unsagbare sagbar zu ma-

chen.» Und beim Versuch müsse es bleiben, weil Gott unverfügbar sei. Das klingt dann halt ein wenig kompliziert. «Aber die Sprache ist mehr als ein Mittel zur Kommunikation, sie ist auch Poesie.» In der Literatur genauso wie in der Theologie.

Deshalb stehen in der Bibel keine simplen Lehrsätze, sondern Erzählungen, Gleichnisse, betont Plaz. «Die biblischen Texte haben mich noch nie im Stich gelassen.» Die Verbindung zur Bibel wachzuhalten, war ihm als Kirchenrat wichtig.

Er entwickelte das religionspädagogische Konzept der Landeskirche weiter, begleitete die Ausarbeitung des Lehrmittels für den Konfirmationsunterricht, das über die Schweiz hinaus Interesse weckte. Materialien für die Eltern kommen dazu.

Auf Solidarität angewiesen

Den Religionsunterricht bezeichnet Plaz als ein «Bildungsgeschenk», das einladend kommuniziert werden müsse. «Steht die Freude nicht im Zentrum, haben wir schlechte

Karten.» Selbstverständlich ist der Unterricht längst nicht mehr. Oft besucht ihn nur eine Minderheit. Dieser Traditionsabbruch sei problematisch. Ohne Kenntnis der biblischen Geschichten könnten Kunstwerke nicht interpretiert werden, in Literatur und Theater fehlen die Bezüge. «Ohne Bibel kappen wir unsere kulturellen Wurzeln.»

Die Bildungsarbeit der Kirche hat für Plaz gesellschaftliche Relevanz. Sie hält das religiöse Erbe wach. Die Kirche sei auf die Solidarität von

Mitgliedern angewiesen, die ihre Angebote kaum nutzen. Die Beteiligungskirche, die davon lebt, dass sich möglichst viele Menschen einbringen, taugte zum Gemeindeaufbau, nicht aber als Zukunftsmodell der gesamten Landeskirche.

Parlamentsarbeit lernte Plaz vor allem auf nationaler Ebene, wo er in der Kommission des Kirchenbunds die Verfassung der neuen Evangelischen Kirche Schweiz vorbereitete. Die Synode hatte ihn 2008 vom Pfarramt direkt in den Kirchenrat gewählt. In seiner Amtszeit überführte er die Fachstelle Kabel, die Lehrlinge berät, und das religionspädagogische Angebot Relimedia in ökumenische Trägerschaften.

Für Plaz ist jetzt «der ideale Zeitpunkt zum Aufhören», weil ihm bis zur Pension sechs Jahre bleiben, um

«Die biblischen Texte haben mich noch nie im Stich gelassen.»

Thomas Plaz
Pfarrer an der Stadtkirche Winterthur

sich nochmals voll dem Pfarramt an der Stadtkirche zu widmen. Herausforderungen gibt es genug. Das sich rasant entwickelnde Sulzer-Areal ist zwar durch die Bahnlinie von der Altstadt getrennt, gehört aber zu seiner Gemeinde. Zudem stimmen die Winterthurer Reformierten bald über zwei Fusionsmodelle ab.

Das reformierte Knäckebrötchen

Von der Synode hatte sich Plaz im Juni verabschiedet, wie es typisch ist für ihn. Mit einer klugen Rede und etwas Koketterie mit der eigenen Zurückhaltung. Die reformierte Kirche sei das Knäckebrötchen in der Bäckerei der Konfessionen, sagte er. «Knackig, nahrhaft, lange haltbar.»

Im Gespräch zeigt sich die Freude des Pfarrers am Spiel mit der Metapher. Das Knäckebrötchen lasse sich ganz unterschiedlich belegen. «Wir sind die Kirche, die gesellschaftliche Entwicklungen stets am besten aufnehmen konnte.» Das Knäckebrötchen könne viel tragen, ohne dass seine Substanz verloren geht. Aber verbiegen lässt es sich nicht, weil es sonst bricht. Felix Reich

Flüge bringen die Kirchen ins Dilemma

Klimaschutz Die weltweite Kirche will der Umwelt Sorge tragen, ihre Vertreter fliegen jedoch um den Globus. Viele Flüge werden nun kompensiert.

Der Greta-Effekt greift um sich: Just zu Ferienbeginn demonstrierten Klimaschützerinnen und Klimaschützer am Zürcher Flughafen und bei manchem dürfte der Smalltalk über die bevorstehende Ferienreise Unbehagen ausgelöst haben.

Die Umweltbelastung durch die Fliegerei ist auch für kirchliche Organisationen Thema – und ein Dilemma. Die global vernetzten Christen fliegen zu ihren Konferenzen, Generalversammlungen sowie Arbeitsgruppentreffen und gleichzeitig steht der verantwortungsvolle Umgang mit der Schöpfung weit oben auf der Agenda. Oft bemühen

sie sich um Kompromisse: Methoden wie Videokonferenzen und das Teilen von Arbeitsmaterial über das Internet kommen vermehrt zum Einsatz, wie Nachfragen beim Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK), dem Lutherischen Weltbund sowie der Weltgemeinschaft reformierter Kirchen (WGRK) zeigen.

Das Fliegen, etwa an die Generalversammlungen von Weltbund und WGRK, an denen alle sechs bis sieben Jahre Hunderte Delegierte teilnehmen, sei trotz allem unverzichtbar. «Persönliche Treffen zwischen den Mitgliederkirchen sind für eine Gemeinschaft entscheidend», sagt

Ärni Svanur Danielsson vom Lutherischen Weltbund. «Das Reisen bleibt deshalb ein integraler Teil für Lernen und Solidarität.»

ÖRK und WGRK weisen darauf, dass einige Mitglieder in Regionen aktiv sind, in denen die Internetverbindungen schlecht seien oder Christen verfolgt würden. In solchen Fällen seien die Emissionen einer Flugreise in Kauf zu nehmen, heisst es beim ÖRK. Die Organisation will den Nutzen von Reisetätigkeit künftig genauer überprüfen.

«Im Prinzip» mit dem Zug

Keine der befragten Organisationen erstellt bislang eine Ökobilanz, in der Flugkilometer ausgewiesen werden. Meistens gibt es Regeln für die Reisetätigkeit. Der Lutherische Weltbund achtet bei Buchungen auf möglichst direkte Routen.

Beim Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK) heisst es, Mitarbeitende würden Städte wie Paris, Frankfurt, Rom und die südliche Hälfte Deutschlands «im Prin-

zip» mit dem Zug erreichen. «Es wird viel weniger gereist und geflogen als vor fünf bis zehn Jahren», sagt Serge Fornerod, stellvertretender Geschäftsstellenleiter. Auch er verweist auf elektronische Hilfsmittel. Etwa zwei Mal im Jahr steige Präsident Gottfried Locher für den SEK ins Flugzeug. Bis zu fünf Mal für die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa.

Ein grosser Teil der Flugreisen im Dienste der Kirche wird kom-

«Das Reisen bleibt ein integraler Teil für das Lernen und die Solidarität unter den Kirchen.»

Ärni Svanur Danielsson
Lutherischer Weltbund

pensiert. Der Kirchenbund hat dazu keine eigene Regelung. Fornerod weist jedoch darauf hin, dass ökumenische Organisationen, welche die meisten europä- oder weltweiten Konferenzen abhalten, die Kompensation von Treibhausgasen in der Regel in ihren Teilnahmebedingungen vorschreiben. Der Lutherische Weltbund kompensiert das durch Reisen entstandene CO₂ grundsätzlich durch die Unterstützung von Umweltschutzprojekten.

Kritisch sieht der Generalsekretär des WGRK, Chris Ferguson, die Kompensation. Ihr Nutzen sei umstritten, sagt er im Interview mit «reformiert». Ferguson betrachtet die Debatte über das Fliegen eher skeptisch. Sie sei zwar wichtig, aber nur ein kleiner Teil des grossen Kampfs gegen den Klimawandel. «Wir müssen das ganze Wirtschaftssystem ändern, um wirklich etwas zu erreichen.» Cornelia Krause

Das Interview mit WGRK-Präsident
Chris Ferguson: reformiert.info/fliegen

DOSSIER: Integrationsvisionen

Zugang zur Arbeit erleichtern

Obwohl die Zahl der gestellten Asylgesuche rückläufig ist, bewegen die Themen Asyl, Flucht und Migration viele Schweizerinnen und Schweizer weiterhin. Hinter den Krankenkassenprämien und der Altersvorsorge liegt das Migrationsthema auf dem dritten Platz des Sorgenbarometers. Auch auf dem politischen Parkett sind die Migration und die Integration Dauerbrenner. 2018 hatte der Bund verschiedene Initiativen angekündigt.

Bis 2021 werden zwei Pilotprojekte lanciert: Eine einjährige praxisorientierte Integrationsvorlehre, die jährlich 800 bis 1000 Flüchtlingen und vorläufig aufgenommenen Asylsuchenden offensteht. Sie können ein Brückenjahr in einem Berufsfeld und Praktika besuchen. Voraussetzung sind die entsprechenden schulischen und sprachlichen Kompetenzen. Hinzu kommt die «frühzeitige Sprachförderung». 800 Asylsuchende, die mit hoher Wahrscheinlichkeit in der Schweiz bleiben können, sollen möglichst bald Intensivsprachkurse besuchen.

Wichtig ist auch, dass die Kantone unterstützt werden, um eigene Integrationsprojekte zu lancieren. Die bisherige Integrationspauschale wird deshalb von 6000 auf 18 000 Franken erhöht, sofern die Kantone überzeugende Projekte vorlegen.

Der Bund in der Offensive

Bisher sind von den vorläufig aufgenommenen Asylsuchenden mit einem siebenjährigen Aufenthalt 87 Prozent von der Sozialhilfe abhängig. Integrationsbemühungen sollen die Quote und damit auch die Kosten senken. Der Bund hofft, dass sich die zusätzlich zur Verfügung gestellten Mittel nach zwölf Jahren amortisiert haben werden.

Hintergrund der Integrationsoffensive ist die Arbeitsmarktstatistik, die sogar bei den anerkannten Flüchtlingen eine hohe Erwerbslosenquote ausweist: Nach zehn Jahren haben lediglich 48 Prozent der erwerbsfähigen Flüchtlinge eine Stelle, bei den vorläufig aufgenommenen Asylsuchenden sind es nur 25 Prozent. Das liegt nach den Experten des Bundes weit unter dem Potenzial der Personen, die für eine Integration in den Arbeitsmarkt geeignet wären. Rund 70 Prozent der anerkannten und vorläufig aufgenommenen Flüchtlinge im Alter von 18 bis 65 Jahren wären nach Annahme des Bundes dazu fähig.

Als Grund, weshalb Asylsuchende so schwer Zugang finden zum Schweizer Arbeitsmarkt, wird oft das lange Asylverfahren genannt. 400 Tage wartet ein Flüchtling im Durchschnitt auf den Entscheid. Seit März ist in der Schweiz jetzt das neue, beschleunigte Asylverfahren in Kraft. Der neu aufgegleiste Prozess sieht vor, dass die meisten Verfahren in 140 Tagen in den Bundesasylzentren abgeschlossen werden.

Delf Bucher, Nicola Mohler

So kann Integration gelingen

Wie es mit dem Ankommen geklappt hat, erzählen drei Menschen, deren Nachnamen ihre fremde Herkunft verraten. Und eine Schweizer Personalchefin diskutiert mit, wie Migrantinnen und Migranten am besten Zugang zum Arbeitsmarkt finden. Ein Stammtischgespräch der besonderen Art.

Fotos: Marco Frauchiger

Die Schweizer Fahne hängt unter dem wuchtig ausladenden Walmdach des Restaurants Hirschen in Langnau. In der traditionellen Wirtsstube mit der holzgetäfelten Decke wird an diesem Sonntag diskutiert, was die Gespräche an Schweizer Stammtischen seit Jahrzehnten bewegt: Integration.

Darüber sprechen drei Frauen und ein Mann. Claudia Komminoth und Laavanja Sinnadurai sind in der Schweiz geboren. Komminoth arbeitet als Leiterin Personal und Finanzen bei PB Swiss Tool im Emental, Sinnadurai steht kurz vor der Anwaltsprüfung. Baschar Bakdounes flüchtete vor sechs Jahren aus Syrien. Emina Kovačević kam 1989 aus dem ehemaligen Jugoslawien in die Schweiz. Sie folgte ihrem Mann, der hier eine Stelle fand.

Starten wir gleich mit der aller entscheidenden Frage: Wie kann Integration gelingen?

Laavanja Sinnadurai: Oft hängt Integration sicher auch vom Zufall ab, im richtigen Moment bei den richtigen Leuten zu landen.

Welche Rolle spielte der Zufall in Ihrer Biografie?

Sinnadurai: Ich habe das Glück, die Tochter von Eltern zu sein, die eine gute Integrationsarbeit geleistet haben, auf der ich mein Leben aufbauen kann. Dafür bin ich unendlich dankbar. Ich habe zwei Schlüsselpersonen in meinem Leben: Maria Abbühl und Anna Ochsner aus Niederscherli. Sie sind wie Götter für mich. Sie gaben mir Nachhilfe, weil meine Eltern mir bei den Hausaufgaben nicht immer helfen konnten. Fast jedes Jahr schreibe ich ihnen eine Weihnachtskarte, und Anna Ochsner hat jährlich einen Frühlingsputz von mir zugute.

Emina Kovačević: Auch ich begegnete Menschen, die mir Türen öffneten, mir eine Chance gaben. Etwa bei meiner ersten Stelle bei Caritas. Mein Deutsch war holprig. Trotzdem wurde ich angestellt, um bosnische Flüchtlinge zu unterstützen.

Baschar Bakdounes: Mir hatte ein Kollege erzählt, dass bei einem Garagisten Autos zu reparieren seien. Ich

ging dort vorbei und fragte, ob ich etwas helfen könnte. Am nächsten Tag konnte ich eine Stelle antreten. Mein Arbeitgeber tat viel für mich, damit dies möglich war: Er machte Behördengänge und füllte die vielen Formulare aus, bis ich schließlich die Arbeitsbewilligung erhielt.

Damals hatte ich noch einen N-Ausweis, denn mein Asylverfahren war noch nicht abgeschlossen.

Claudia Komminoth: Genau solche Geschichten zeigen, dass wir ein Miteinander brauchen. Nur so ergeben sich Chancen. Und diese Chancen gilt es zu nutzen. Von unseren Mitarbeitenden höre ich immer wieder Ähnliches: Zwei oder drei Personen sind massgeblich an der Integration beteiligt und nehmen eine Schlüsselfunktion ein.

Kovačević: Mich erstaunt dabei immer wieder, dass jene Personen, die einen derart grossen Einfluss auf mein Leben hatten, sich dessen gar nicht bewusst sind.

Frau Sinnadurai, Sie sind in der Schweiz geboren. Ist Integration überhaupt ein Thema für Sie?

Sinnadurai: Seit meinem ersten Atemzug integriere ich mich und wurde nicht gefragt, ob ich das will. Ich trage mehrere Etiketten: Ich bin Tamilin und Schweizerin, ich bin Flüchtlingskind und Seconda. Integration gehört zu mir. Aber eigentlich möchte ich nicht ständig als Frau mit Migrationshintergrund wahrgenommen werden, sondern als Mensch, der eine Meinung hat, der fordert und gefördert wird.

Kovačević: Das geht mir auch so. Ich wünschte mir, dass man von mir als Emina Kovačević spricht und nicht ständig meinen Migrationshintergrund in den Vordergrund stellt. Solche Begriffe markieren nur: Ich bin von hier und du nicht.

Sinnadurai: Wir sollten das Etikett Mensch mit Migrationshintergrund positiv bewerten und sagen, das ist eine Person mit vielen erkennbaren und noch nicht entdeckten Potenzialen und Ressourcen.

Frau Komminoth, welche Kompetenz ermöglicht Chancen für zugewanderte Menschen?

Komminoth: Aus unserer Unternehmenssicht ist die Sprache das A und O. Wir können nur Arbeit anbieten, wenn wir uns verständigen können. Schriftliche Sprachkenntnisse sind weniger nötig. Aber die Person muss ihre Aufgabe verstehen, damit sie die Arbeit ausführen kann.

Sinnadurai: Dessen war sich mein Vater bereits 1983 im Asylheim bewusst. Alle fragten meinem Vater: «Wieso lernst du Deutsch? Wir gehen doch wieder zurück.» Er ahnte bereits da, dass er bleiben wird.

Bakdounes: Dank meiner Arbeit habe ich mein Berndeutsch ständig verbessert. Das Hochdeutsch, das ich bereits in Damaskus lernte, ging hingegen langsam vergessen. Ich mache jeweils eine interessante Erfahrung, wenn ich beim Migrationsamt in Bern anrufe: Erst unterhält sich der Beamte mit mir auf Dialekt. Aber nachdem ich mein Anliegen kundgetan habe, meine B-Bewilligung zu verlängern, wechselt er plötzlich ins Hochdeutsche. Als ob ich keinen Dialekt mehr verstehen würde.

Kovačević: Ich bin ein Mensch, der leicht und vor allem gerne Kontakte knüpft. Deshalb hatte ich zu Beginn in der Schweiz einen riesigen Schock. Ohne Deutsch konnte ich nicht auf die Menschen zugehen. Deshalb wollte ich so schnell wie möglich Deutsch lernen. Da wir kein Geld für einen Kurs hatten, begann ich mit dem Selbststudium. Immer wenn meine Söhne schliefen, habe ich Vokabeln gelernt. Bei meiner Arbeit mit Migrantinnen und Migranten fällt mir auf, wie wenig die Sprachdiplomate über die tatsächliche Sprachkompetenz aussagen. Vielen fehlt die Chance, Kontakte zu knüpfen und die Sprache mit anderen Menschen zu üben.

Komminoth: Deshalb sprechen wir in unserem Betrieb Deutsch miteinander. Bei uns lernen die Angestellten die Sprache am Arbeitsplatz. Zusätzlich bieten wir allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einmal in der Woche einen Deutschkurs an. Wir bezahlen die Kosten, doch die Mitarbeitenden müssen aussteuern und damit in ihrer Freizeit die Sprache lernen. Von Menschen mit

wenig Deutschkenntnissen erwarten wir, dass sie individuell zusätzliche Deutschkurse besuchen, etwa am Samstag. Wir arbeiten mit Caritas zusammen. Das Sprachkursangebot gilt auch für unsere Schweizer Mitarbeitenden. Zudem bieten wir allen Englischkurse an.

Ist Sprache also der Schlüssel zur Integration?

Sinnadurai: Mit Bildung und Sprache wollten meine Eltern uns Kindern die Chance ermöglichen, uns in der Schweizer Gesellschaft zu integrieren. Auch dafür bin ich ihnen extrem dankbar. Das Ganze war aber auch mit viel Druck verbunden. Meine Eltern sagten immer: Wir arbeiten in der Pflege, putzen nebenbei und verteilen Zeitungen, damit ihr Kinder in die Nachhilfe könnt. Neben fünf Tagen Schule kam am Mittwochnachmittag noch der Tamilisch-Unterricht dazu. Samstagnachmittag dann Tanzunterricht, damit wir auch unsere tamilische Kultur kennenlernen. Wir sollten uns integrieren, aber auch nicht zu sehr, damit wir nicht die Heimatkultur unserer Eltern vergessen.

Komminoth: Es ist für uns selbstverständlich, Mitarbeitende verschiedener Herkunft zum Betrieb zu zählen. PB Swiss Tools bot bereits vor 20 Jahren, als die ersten Flüchtlinge aus Sri Lanka in die Schweiz kamen, zwölf Tamilen eine Stelle an. Das war eine Initiative unserer CEO Eva Jaisli. Mittlerweile arbeiten teilweise bereits deren Kinder, also die zweite Generation, im Betrieb. Eine junge Frau, die bei mir im Team arbeitet, sagte mir kürzlich: «So wie du unverheiratet mit deinem Freund zusammen wohnst, so etwas würde bei mir nie gehen.» Sinnadurai: Dieses Hin und Her zwischen zwei Welten kenne ich auch. Ich hatte als Jugendliche nicht die gleichen Freiheiten wie meine beste Freundin Sabrina. Stichworte dazu sind: Ausgang, Freunde und Alkohol. Deshalb habe ich mich in meiner Maturarbeit mit der tamilischen Diaspora beschäftigt, um Antworten auf die Fragen zu bekommen: Woher komme ich? Was ist meine Identität? Noch heute erlebe ich die

Wie gehen Ihre Kinder damit um, Frau Kovačević?

Kovačević: Mein Mann und ich wollen unsere Söhne in nichts hinein-zwingen. Wir liessen beiden viel Freiheit. Sie könnten sich schon in Bosnien und Kroatien anpassen. Aber ihre Heimat ist die Schweiz.

Haben Sie bewusst für Ihre Söhne integrationserleichternde Vornamen ausgewählt?

Kovačević: Der erste Sohn wurde noch vor unserer Auswanderung geboren. Dass er Emil heisst und damit einen Namen hat, der in der Schweiz geläufig ist, ist Zufall. Denn Emil ist auch in unserem Sprachraum ein häufiger Name. Bei unserem zweiten Sohn haben wir bewusst Erwin gewählt, damit er sich vom Namen her nicht diskriminiert fühlt. Meine Kinder melden sich oft am Telefon mit Erwin oder Emil und nicht als Kovačević. Mit der kleinen Endung «i» landest du sofort in einer Schublade.

Sinnadurai: Ihr habt das mit dem Namen, bei mir ist es die Hautfarbe. Kaum öffne ich den Mund, heisst es: «Sie sprechen aber gut deutsch.» Um die Stimmung aufzulockern, kontere ich gerne: «Sie aber auch.» Kovačević: Diese Schubladiisierung ist einfach nicht gut. Als Zuwanderin aus Ex-Jugoslawien bin ich traumatisiert von all den negativen Schlagzeilen über uns. Wie oft musste ich erklären: «Manche mit ić machen Probleme. Aber es gibt noch mehr ić-ens, die keine Probleme machen und nicht auffallen.» Als ich im September 2001 die Nachricht von dem Attentat in Zug hörte, hoffte ich inständig: Hoffentlich war es kein «i».

Negativschlagzeilen von Rasern aus Ex-Jugoslawien oder tamilischen Dealern dominierten einst



«Hätte ich damals keine Arbeit gefunden, wäre ich während dem Asylverfahren verzweifelt.»

«Als Unternehmen können wir nur eine Stelle anbieten, wenn wir uns verständigen können.»

«Oft hängt Integration vom Zufall ab, im richtigen Moment bei den richtigen Leuten zu landen.»

«Ich hatte einen riesigen Schock. Ohne Deutsch konnte ich nicht auf die Menschen zugehen.»

Baschar Bakdounes
Automechaniker

Claudia Komminoth
Leiterin Personal PB Swiss Tool

Laavanja Sinnadurai
Juristin, Mediatorin, Übersetzerin

Emina Kovačević
Dozentin für Interkulturelle Pädagogik



Dieser Stammtisch im Restaurant Hirschen in Langnau im Emental ist sich einig: Nicht der Migrationshintergrund soll im Vordergrund stehen.

die Berichterstattung. Heute stehen die Eritreer am Pranger: Sie lebten von Sozialhilfe, statt zu arbeiten.

Komminoth: Als wir vor drei Jahren einem Menschen aus Eritrea ein Integrationspraktikum anboten, war bei einigen Mitarbeitenden Zurückhaltung zu spüren. Während dem Standortgespräch ein halbes Jahr später waren sich alle einig, dass wir das Praktikum verlängern. Inzwischen ist der Mitarbeiter mit einer Festanstellung für uns tätig. Integration heisst für mich: Machen, statt darüber sprechen.

Heute schliessen immer mehr Kantone mit den Flüchtlingen Integrationsvereinbarungen ab. Was halten Sie davon?

Komminoth: Voraussetzung sind Angebote, die zur Erfüllung der Vereinbarung beitragen. Es muss ein Miteinander sein. Wir können das Thema weder an die Menschen, die zu uns geflüchtet sind, noch an die Wirtschaft oder die staatlichen Behörden allein delegieren. Es sind auch die Kolleginnen und Kollegen gefordert, eine Willkommenskultur zu leben und Mitarbeitenden anderer Herkunft zu helfen. Aber es liegt ebenso an den Behörden, dass ihre Integrationscoaches sorgfältige Abklärungen machen.

Und da hapert es manchmal?

Komminoth: Wir gehörten zu den ersten Firmen, die letzten Herbst eine Vorlehre Integration in der Logistik angeboten haben und die Stelle schliesslich besetzen konnten. Bei der Rekrutierung schickten uns Integrationscoaches einige Kandidaten zum Schnuppern. Da merkten wir: Diese jungen Menschen wollen diesen Beruf gar nicht lernen. Dies sind keine guten Voraussetzungen, dass die Lehre am Ende mit Erfolg abgeschlossen werden kann.

Aber ist es nicht legitim, jemanden zur Arbeit zu verpflichten, auch wenn sie ihm nicht gefällt?

Komminoth: Wenn jemandem die Hauptaufgaben nicht zusagen, wird dies kaum erfolgversprechend sein. Das ist, wie wenn wir einem Neuntklässler sagen würden, jetzt musst du diesen oder jenen Beruf ausüben, weil du noch keine Lehrstelle hast. Das Grundinteresse ist immer die zentrale Voraussetzung für die Arbeitsmotivation. Das war bei dem

Mitarbeiter aus Eritrea der Fall, der in seiner Heimat als Polymechaniker gearbeitet hatte und gerne Maschinen bedient. Natürlich sind jetzt die Anforderungen in der Schweiz anders, er musste dazulernen. Aber er mochte die Arbeit an der Maschine. Eine Hilfe war auch hier das Miteinander: Der Coach von Caritas kam bei unserem eritreischen Mitarbeiter regelmässig vorbei, hat ihn motiviert, noch besser Deutsch zu lernen. Zusammen haben wir es geschafft, dass er jetzt eine Festanstellung bei uns hat.

Kovačević: Wieso gibt es nicht mehr Unternehmen wie PB Swiss Tools? Ich habe so etwas noch nie gehört. Fantastisch. Es wäre toll, würden mehr Betriebe sich sagen: Wir tragen Verantwortung für die Gesellschaft. Ich würde alle Unternehmen gerne dazu verpflichten, dass auch sie Gesamtverantwortung für die Gesellschaft übernehmen.

Bakdounes: Hätte ich meinen eigenen Betrieb, würde ich dies auch so wie PB Swiss Tool machen.

Aber nicht jede Firma kann sich einen solchen Aufwand leisten.

Komminoth: Ein kleines Unternehmen, sagen wir mit 20 Mitarbeitenden, kann kaum einen Deutschkurs finanzieren. Das verstehe ich. Aber sie könnten beispielsweise Praktikumsstellen anbieten.

Kovačević: Genau so ist es. Die Menschen brauchen neben den theoretischen Schulungen für die Sprache und für Bewerbungen auch Praxis. In allen Bewerbungskursen sollte mindestens ein einwöchiges Praktikum verankert sein. Aber Tatsache ist, dass nur wenige ein Praktikum finden. Auch für uns, die gut vernetzt sind, ist es schwierig.

Bakdounes: Möglichst rasch zu arbeiten, war auch für mich wichtig. Denn Integration beginnt mit dem Arbeiten. Hätte ich während meines Asylverfahrens nicht so schnell eine Stelle gefunden, dann wäre ich wahrscheinlich verzweifelt.

Komminoth: Das ist das Problem. Der Prozess dauert zu lange. Viele Asylbewerber warten zweieinhalb Jahre ohne Anspruch auf Deutschunterricht, ohne Beschäftigung. Das macht die Menschen kaputt.

Haben Sie konkrete Vorschläge, wie die zermürbende Wartezeit verkürzt werden könnte?



«Genau so ist es»: Die Stammtischrunde nach dem Gespräch.

Kovačević: Gleich nach der Ankunft muss der Sprachunterricht beginnen. Ich kenne viele Leute, die sprechen fünf Sprachen fließend, aber ihr Deutsch ist zu schlecht, um eine Arbeit zu finden. Zudem muss viel besser abgeklärt werden, welche Potenziale die neu angekommenen Menschen mitbringen.

Komminoth: Wir schneiden uns ins eigene Fleisch, wenn wir diese Ressourcen nicht nutzen. Sie sind die Chance, um gegen den Fachkräftemangel anzugehen und das Wirtschaftswachstum in Gang zu halten. Bakdounes: Was für mich eine grosse Schwierigkeit darstellte, war der ganze Asylprozess. Das Verfahren und die Bestimmungen in den Kantonen sind kompliziert. Den Brief,

der mich endlich über meinen Asylentscheid informierte, hatte nicht einmal meine Schweizer Bekanntschaft wirklich verstanden.

Sinnadurai: Diese Situationen kenne ich gut. Ich übersetze oft für tamilische Asylbewerber. Die Behördensprache ist nicht einfach zu verstehen. Zugleich muss ich als Juristin aber auch sagen: Die Behörden müssen in einem rechtsstaatlichen Verfahren sehr differenziert sein. Es sind die Gesetze, die unsere Gesellschaft formen, die alle zum gegenseitigen Respekt, zur Anerkennung der Menschenwürde verpflichten. Deshalb finde ich, alle sind schon halbwegs integriert, wenn sie sich an diese Grundregeln halten.

Interview: Delf Bucher, Nicola Mohler

Baschar Bakdounes, 29

Der Syrer lebt seit 2012 in der Schweiz. Der Automechaniker kam vor dem Ausbruch der syrischen Revolution regelmässig mit seinem Vater hierher. Heute lebt er mit einer B-Bewilligung im Kanton Bern, ist mit einer Schweizerin verheiratet und arbeitet als Automechaniker im Emmental.

Claudia Komminoth, 35

Die Bernerin hat eine kaufmännische Ausbildung absolviert und arbeitet nach Stellen in einer Berner Notariats- und Anwaltskanzlei und bei der Swisscom seit 2013 bei PB Swiss Tools. Privat gründete sie 2012 eine Stiftung in Kambodscha, die Kindern eine Schulausbildung ermöglicht.

Laavanja Sinnadurai, 29

Die Juristin wuchs in einer fünfköpfigen tamilischen Familie im bernischen Niederscherli auf. Ihre Eltern flüchteten vor 30 Jahren aus Sri Lanka. Neben ihrem Studium absolvierte sie eine Ausbildung zur interkulturellen und interreligiösen Mediatorin und zur Familienmediatorin. Sie übersetzt für Caritas und im Strafvollzug.

Emina Kovačević, 61

Die kroatisch-schweizerisch Doppelbürgerin kam 1989 in die Schweiz. Die Mutter von zwei Söhnen studierte in Kroatien Soziologie. Heute leitet sie die Integrationsprojekte und Kurse beim SAH Zentralschweiz in Luzern und arbeitet als Dozentin für interkulturelle Pädagogik an der PH Luzern.

Kommentar

Die Mühseligen und Beladenen unterstützen

Bildung Mit dem dualen Bildungssystem hat die Schweiz einen Integrationsvorteil gegenüber Ländern, die eher auf schulische Leistungen setzen.

Ich bin in einer Blocksiedlung aufgewachsen, wo Ende der 1960er-Jahre auch Gastarbeiterfamilien aus Südeuropa lebten. Die «Tschingen»-Kinder gingen mit mir zur Schule, und ich mochte die Fragen nicht, die rundherum gestellt wurden: Wie können sie nur ihre Wäsche auf dem Balkon aufhängen, am Wochenende bis in die Nacht feiern, und was wuchert da in ihren Gärten? Bald öffnete die erste Pizzeria am Ort ihre Türen, und alle gingen hin. Inzwischen ist die italienische Lebensweise nicht mehr wegzudenken aus dem Schweizer Alltag. Mit dieser Erfolgsgeschichte von gegenseitiger Bereicherung will ich aktuelle Integrationsprobleme

nicht kleinreden. Aber ich möchte für mehr Optimismus werben, dass Integration mit langem Atem auch unter schwierigeren Voraussetzungen als damals gelingt.

Praxis statt Theorie

Zu Zeiten der Schwarzenbach-Initiative war die Schweiz ein konjunkturelles Schlaraffenland. Inzwischen sind zum Beispiel die Sozialhilfekosten gestiegen. Auch wegen der Asylsuchenden, die heute meist aus aussereuropäischen Kulturkreisen stammen und unsere Gesellschaft vor neue Herausforderungen stellen. Die Meinungen, wann jemand als integriert gilt, gehen auseinander, immer wieder wird darüber aus

Menschen, die mit der Arbeitswelt nicht mithalten können, brauchen Unterstützung. Das ist noch weitgehend unbestritten. Doch die Hilfe muss für alle gelten, die hier leben.

entgegengesetzten Erwartungshaltungen heftig diskutiert. Sinnvoller als theoretische Debatten sind praktische Integrationsoffensiven wie die Vorlehre, die seit letztem Jahr in mehreren Kantonen jungen anerkannten und vorläufig aufgenommenen Flüchtlingen offensteht. Wenn nur einige der Teilnehmer und Teilnehmerinnen danach eine reguläre Lehrstelle finden, ist das ein Riesenerfolg.

Hilfreiche Menschen

Hier hat die Schweiz mit ihrem Fokus auf das duale Bildungssystem einen grossen Integrationsvorteil gegenüber Ländern, die eher auf schulische Leistungen setzen. Man muss nicht fließend deutsch sprechen und schreiben können, um mit handwerklichen oder pflegerischen Talenten zu überzeugen. Natürlich gilt es, schulische Anforderungen der Berufslehre auch zu meistern. Doch nach der Zusage dürfte die Motivation gross sein, und meistens stehen Schlüsselpersonen bereit. Solche Schlüsselpersonen werden im Gespräch in diesem Dossier mehrmals genannt. Sie geben Nach-

hilfe, vermitteln einen Job, unterstützen bei Behördengängen, unterrichten Deutsch. Trotz Kontroversen ist die Hilfsbereitschaft in der Schweiz gross. Und all die Helferinnen und Helfer, die sich auch oft in der Kirche engagieren, verdienen einen grossen Dank! Was neben dem Fördern und Fordern in der Integration nicht vergessen werden sollte: Auch unter Schweizerinnen und Schweizern ohne Migrationshintergrund gibt es Menschen, die mit der Arbeitswelt nicht mithalten können. Gründe dafür gibt es viele: Vorbelastungen, Krankheit, Beschränkungen, Schicksalsschläge. Bei Geflüchteten kommen noch einige mehr dazu. Die «Mühseligen und Beladenen» (Mt. 11,28) zu stützen ist noch weitgehend unbestritten in der Schweiz. Diese Hilfe muss für alle gelten, die hier leben.



Christa Amstutz
«reformiert.»-Redaktorin
in Zürich

Meditieren mit dem Löwenzahn

Spiritualität Der Theologe und Meditationslehrer Peter Wild hat mit der Heilpflanzenfachfrau Andrea Kütthe-Albrecht ein Buch veröffentlicht, in dem die Verbindung zu Pflanzen eine wichtige Rolle spielt. Was steckt dahinter?

Über Meditation hat Peter Wild oft geschrieben. In mehreren Büchern gibt der ehemalige Leiter der Fachstelle Spiritualität der Zürcher Landeskirche sein Wissen weiter. Sein neues Buch überrascht. Er tritt darin in einen Dialog mit einer Frau, die eine ganz andere Art von Spiritualität verkörpert als er: Andrea Kütthe-Albrecht ist Biologin, ausgebildet in Ayurveda und Heilpflanzenkunde. Sie ist die Leiterin der «Freya-Heilpflanzenschule».

Intensiver Mailwechsel

Im Gespräch mit «reformiert.» erklärt Wild: «Ja, wir sind verschieden. Aber uns verbindet das Vertrauen ins Göttliche, das uns beide seit der Kindheit begleitet.»

Die Autorin und der Autor kennen sich seit fünf Jahren. Im Buch veröffentlichen sie Ausschnitte aus ihren E-Mails und Briefen. Sie reflektieren darin ihre religiösen Biografien und leiten zu Wahrnehmungs- und Meditationsübungen an. Damit möchten sie die Leserinnen und Leser ermutigen, den eigenen Zugang zur Religion und Spiritualität zu finden oder zu stärken.

Peter Wild beschreibt im Buch, wie er schon als Mönch in Einsiedeln und nach dem Klosteraustritt in christlicher, buddhistischer, islamischer und kabbalistischer Meditation geschult wurde. Er steuert Übungen bei, wie man sich der eigenen spirituellen Entwicklung bewusster werden kann.

Andrea Kütthes Zugang zur Spiritualität sind Pflanzen: Bäume, Büsche, Blumen, mit denen sie in Verbindung tritt. Die Basis dazu bilden meditative Grundübungen wie Körperwahrnehmung und Beobachtung des Atems. Kütthe beschreibt etwa, wie sie sich einem Baum nähert, der sie anzieht, wie sie sein Energiefeld wahrnimmt, ihn berührt und bei ihm verweilt. Sie sagt: «Dabei kann ich auftanken. Je nach Pflanze spüre ich etwa Leichtigkeit, Reinheit oder Verspieltheit.» So nehme sie den «göttlichen Urgrund» in der Natur und sich selbst wahr. Für



Wollen ermutigen: Peter Wild und Andrea Kütthe-Albrecht.

Foto: Ephraim Bieri

kirchlich geprägte Menschen mag die Idee der von Gott durchdrungenen Natur ungewöhnlich sein. Die christliche Theologie betont traditionell, dass der Schöpfer und die Schöpfung strikt voneinander getrennt sind.

Diese Anschauung setzte sich in der Kirche früh durch, und auch die Reformatoren beharrten darauf. Grundlage ist der Schöpfungsbericht in Genesis 1. «Gott hat keine weltliche Qualität, und die Welt hat

keine göttliche Qualität», schreibt der Zürcher Professor für Altes Testament, Konrad Schmid, in seinem Grundlagenwerk «Schöpfung».

Mystischer Ansatz

Doch diese strikte Trennung wurde früh immer wieder hinterfragt. Vor allem mystische Traditionen fanden im Menschen einen göttlichen Kern, der durch Meditation kultivierbar sei. In dieser Tradition stehen der Autor und die Autorin.

Kütthe sagt: «Das Göttliche ist für mich die Kraft, die in allem wirkt.» Die Biologin, die auch für Kranke Pflanzentinkturen herstellt, ist reformiert, ihre älteste Tochter wurde jüngst konfirmiert. «Ich habe mich nie vom christlichen Weg getrennt, aber ich habe ihn geöffnet.» In ihrer Kirchgemeinde in Cordast FR engagiert sie sich in der Frauengruppe.

Es seien die Geburten ihrer vier Kinder gewesen, die sie mit der «Urkraft des Weiblichen» in Kontakt brachten und ihr diesen tieferen Zugang zur Natur eröffneten. Im Buch weist sie mehrmals darauf hin, sie beschreibe ihre persönliche Erfahrung und erhebe keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit.

Die Erfahrungen deuten

Und wie geht es Peter Wild mit den Naturmeditationen? Tritt er auch mit Holunderbusch und Löwenzahn in Verbindung? Seine Antwort: «Für mich ist diese Verbindung noch ungewohnt. Ich gehe sie spielerisch ein.» Ihm ist wichtig: Die Erfahrung des Göttlichen, in welcher Form es sich auch immer ereignet, sei unverfügbar und ein Geschenk. «Und es braucht stets eine deutende Ge-

«Viele Frauen in unseren Kursen sind mit den Erfahrungen in der Natur schon vertraut.»

Peter Wild
Meditationslehrer und Autor

meinschaft oder eine bestätigende Beziehung, um herauszufinden, ob eine solche Erfahrung eingebildet oder stimmig ist.»

Dies sollen auch Kurse ermöglichen, die er mit Kütthe anbietet, und zu denen mehrheitlich kirchennahe Menschen kommen. Besonders Frauen seien von den Naturübungen beglückt, «denn viele von ihnen sind mit diesen Erfahrungen bereits vertraut». Sabine Schüpbach

Peter Wild, Andrea Kütthe: Vor deinen Füssen. Edition Spuren, 2019.

Kindermund



Fast schon berühmt oder Prinzessin im Druck

Von Tim Krohn

Gestern kam Post: «Liebe Bigna, deine Geschichten sind so schön, dass ich ein Büchlein daraus machen möchte, mit Bildern einer berühmten Zeichnerin, die sie extra dafür macht. Frage a) Bist du einverstanden mit dem Buch? b) Gefallen dir die Bilder? c) Hättest du das Buch lieber in deiner Sprache, Jauer, oder auf Deutsch? d) Wie soll das Büchlein heissen?»

«Das ist ja eine komische Post», sagte Bigna. «Was ist daran komisch?», wollte ich wissen. «Alles! Zum Beispiel das mit den Bildern. Ich kann doch selber malen, und zwar sehr schön.» «Eigentlich war es wohl so, dass der Zeichnerin die Geschichten so gut gefallen haben. Sie wollte dich unbedingt malen.» «Mich, wieso mich?» «Weil du die Hauptfigur bist.» «Bin ich doch nicht! Einmal geht es um die tote Spinne, einmal um das tote Reh ...» Sie stutzte. «Wieso sind eigentlich alle tot?» «Oh, es gibt auch lebende Hühner und Steinschleudern und Jon, der die Sterne hängt.» «Genau und die soll sie mal malen.» «Die sind schon auch auf den Bildern.» Ich zeigte ihr die Skizzen, die dem Brief beilagen.

«Okay», gab Bigna zu, «malen kann sie, nur sehe ich kein bisschen so aus.» «Das macht nichts, die Leute, die das Buch kaufen, kennen dich ja nicht.» «Um so schlimmer!», rief Bigna. «Stell dir vor, sie kommen her, um mich zu treffen, und erkennen mich nicht!» «Aber es geht ja nicht um dich, sondern um Spinnen und Rehe und Sterne», erinnerte ich sie. «Stimmt. Was hat er noch gefragt?» «Jauer oder Deutsch?» «Jauer natürlich.» «Nur versteht das fast keiner, und dann kauft es auch keiner.» «Ach so. Dann beides.» «Werde ich weiterleiten. Und wie soll das Buch heissen?»

Bigna dachte nach. «Am liebsten mag ich, wie ich als Prinzessin auf dem Drachen reite. <Bigna die Drachenprinzessin.>» «Sie hat den Drachen gar nicht gemalt, nur die Mistkarre», wandte ich ein. Bigna zog ein Gesicht. «Dann eben <Bigna die Mistkarrenprinzessin.>» «Wie wäre <Prinzessin auf dem Mist?>», schlug ich vor. «<Prinzessa sülla grascha> – doch, das ist nicht schlecht», gab sie zu. «Sag, bin ich dann nur berühmt oder auch stinkereich?»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Die oben angekündigten Bücher erscheinen im Kwasi-Verlag.
Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Warum spielt die Kirche Kritik am Islam herunter?

Warum nimmt die Kirche das Unbehagen vieler Kirchenmitglieder vor dem Islam nicht genügend ernst und überlässt dies den Populisten? Warum beschwichtigt sie, statt kraftvoll zu predigen wie Jesus zum Beispiel in Matthäus 3,9: «Und meint nicht, ihr könntet sagen: Wir haben Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken.»

Dass der «Islamismus» unsere Gesellschaft und Kultur bedroht, haben inzwischen auch die Blauäugigen begriffen. Aber eine Schwarz-Weiss-Optik ist gefährlich. Auf Hirten, die Anhänger einer anderen Religion pauschal zu schwarzen Schafen erklären, können wir Kirchenmitglieder gestrost verzichten. Sie nehmen das Unbehagen nicht ernst und verschärfen das innerislamische Problem. Worin dieses besteht, davon habe ich vor einigen Jahren auf einer Indonesienreise einen Eindruck erhalten. Es lässt sich mit dem Schaden vergleichen, den Palmölplantagen anrichten. Wenn die traditionelle Landwirtschaft durch diese Monokulturen verdrängt und die Böden ausgelaugt werden, wächst am Schluss nur noch Elefantengras.

Der Islamismus hat eine ähnliche Wirkung. Die Botschaft der von

den Saudis finanzierten Hassprediger verwüstet den indonesischen Islam und unterwandert den europäischen Islam! Ich habe nicht den Eindruck, dass die Verantwortlichen in der Kirche und im Staat dies noch nicht begriffen hätten. Die Frage ist nicht ob, sondern wie man Gefahr und Gefährder klug bekämpft.

Sie haben recht! Matthäus 3,9 – ich nehme noch Vers 8 dazu – ist ein kraftvolles Wort. Es ist nicht Jesus, sondern Johannes der Täufer, der die Pharisäer und Sadduzäer andonnert. Und wie! «Bringt also Frucht, die der Umkehr entspricht! Und meint nicht, ihr könntet sagen: Wir haben Abraham zum Vater.» Die ersten Hörer dieser Worte waren offensichtlich der Meinung, dass sie keine Umkehr mehr nötig hätten. Johannes widerspricht. Niemand kann sich auf seine Her-

kunft berufen. Auch wir nicht. Nehmen wir Johannes beim Wort und Jesus als Beispiel. Ein starkes Zeugnis für den Frieden ist der einzige Weg, den Scharfmachern und Brandstiftern hüben wie drüben das Mundwerk zu legen!



Ralph Kunz
Professor für Praktische Theologie,
Universität Zürich

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Marie-Louise Pfister (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info

Wenn die Kontrolle Gottes verloren geht

Musik Verwandlungskünstlerin Madonna liebt Jesus und arbeitet sich am Katholizismus ab, der sie die Kunst der Inszenierung lehrte. Auf ihrer neuen Platte färbt die Sängerin ihren Kampf gegen Waffengewalt christlich ein.



Sie will nur spielen: Bewaffnete Madonna während eines Konzerts in Amsterdam im Juli 2012.

Foto: Keystone

Die Bänke in der Kathedrale bleiben leer. Im Mittelgang sind die Särge aufgereiht. Der Kirchenchor singt: «We lost God control.» Mit ihrem Song «God Control» und insbesondere mit dem in dramatische Episoden zerhackten Video thematisiert Madonna die in den USA grassierende Waffengewalt und fordert stärkere Kontrollen sowie schlicht eine «vernünftige Gesetzgebung».

Dass Madonna ihr Postulat religiös unterfüttert, ist kein Zufall. In bester Popmanier öffnet sie Assoziationsräume, ohne sich festzulegen. Indem der Genitiv unmarkiert bleibt, schwingt im Titel die «Gun Control» mit, die Gesetzgebung zu Produktion, Handel und Besitz von Waffen. Der Kurzschluss von «God» und «Gun» lässt zudem an die Vergötterung der Waffe denken.

Das Christentum trägt der Popstar nicht nur im Namen. Die Religion zieht sich wie ein roter Faden

durch Madonnas Werk. Ob als Mittel zur Provokation oder Zuflucht, als Korsett oder Sehnsuchtsort. Als sie 1989 im Video zu ihrem Hit «Like a Prayer» den Rassismus im amerikanischen Justizsystem anprangerte und sich die Stigmata Christi zufügte, wurde ihr Blasphemie vorgeworfen. Madonna antwortete, indem sie das Lied ihrer Mutter widmete, die sie «beten gelehrt hat».

Tanz und Bekenntnis

Doppelbödigkeiten gegen die Doppelmoral gehören zum Pop. Und selbst Peinlichkeiten bügelt Madonna aus, indem sie den Tabubruch ironisch bricht wie im grossartigen «Human Nature» (1994). Und en passant entlarvt sie mit ihrem Mix aus Erotik und religiöser Symbolik den Jungfrauenkult als das, was er ist: eine Männerfantasie.

Ihre neue Platte taufte die Verwandlungskünstlerin schlicht «Ma-

dame X». Vielleicht schwingt im X das Kreuz mit. Jedenfalls mündet das auf komplexen Beats gebaute, in die Weltmusik ausfransende «Bataka» fern jeder Ironie im «Sing hallelujah, say amen», nachdem es mit der Bitte um Gottes Gnade begonnen hatte. Mit dem Vatikan streitet sich Madonna zwar leidenschaftlich gern. Ihr virtuosos Spiel mit Sünde und Busse, Demut und Pomp verbindet sie jedoch durchaus mit der katholischen Tradition.

Freilich funktioniert das Spiel nur, wenn der Gegner mitspielt. Und er spielt mit. Auf der Tour zum fantastischen Tanzalbum «Confessions on a Dancefloor» (2005) schwebte Madonna an einem Kreuz und setzte sich eine Dornenkrone auf den Kopf. Prompt forderte ein römischer Kardinal ihre Exkommunikation und beklagte eine «gotteslästerliche Herausforderung des Glaubens» sowie die «Entweihung des Kreuzes».

Die Auftritte in Deutschland beobachtete der Staatsanwalt, da er Verstösse gegen den Paragrafen befürchtete, der die «Beschimpfung von Bekenntnissen und Religionsgemeinschaften» verbietet.

Madonna, die in ihrer kabbalistischen Phase steckte und die Hollywood-Version der jüdischen Mystik für sich entdeckt hatte, fühlte sich total missverstanden. Die inszenierte Kreuzigung wolle nicht provozieren, sondern Menschen dazu bringen, Jesus nachzuahmen. «Seine Botschaft ist, dass man seinen Nächsten wie sich selbst lieben soll, und dass es Leute in Not gibt.» Sie selbst wolle wie Jesus sein und wie Gandhi, Martin Luther King, John Lennon. «Ausser natürlich, dass ich gern noch ein bisschen leben möchte.» Das mit dem Älterwerden hat schon ganz gut geklappt. Einzig bis zu Ghandi, der 78 Jahre alt wurde, fehlen Madonna noch 18 Jahre.

Disco und Kirchenchor

Jesus zum Vorbild nimmt sich Madonna quasi auch, wenn sie auf ihrem neuen Album in «Killers Who Are Partying» alle Ausgrenzung und allen Schmerz auf sich nehmen will von Afrika bis Israel, von ausge-

«Ich kämpfe für die Freiheit. Ich bin Provokateurin und hoffentlich nie, was Leute von mir erwarten.»

Madonna
Popstar

grenzten Muslimen bis zu verfolgten Homosexuellen. Dem fad arrangierten Stück fehlt leider nicht nur der musikalische Spannungsbogen, der Text überlädt die ohnehin dünne Songidee. Er überschreitet die Grenze, an der Pathos ins Klischee kippt.

«God Control» hat hier eine andere Qualität. Der Discobeat, in den der Wahnsinn der Gewalt einbricht, wird gegengeschritten mit dem Weckruf des Refrains, der allzu oft erst gehört wird, wenn die Särge in der leeren Kirche stehen. **Felix Reich**

Trinker und Vaganten im Kloster

Geschichte Im Kloster Kappel wohnten einst Arme, Kranke, Trinker, Vaganten und ledige Frauen mit Kindern.

Das 800 Jahre alte Kloster Kappel hat eine bewegte Geschichte hinter sich. Das heutige Seminarhotel und Bildungshaus der reformierten Landeskirche war während knapp 150 Jahren eine Sozialanstalt. Das Kloster beherbergte damals neben Alten und Kranken auch Trinker, Randständige, Frauen mit ausserehelichen Kindern aus dem Bezirk Affoltern und dem ganzen Kanton. Über die Vergangenheit von Kappel als Altersheim, Krankenasyll und «Korrekptionsanstalt» von 1836 bis 1980 ist nun ein Buch erschienen. Geschrieben hat es Andreas Müller, der zehn Jahre lang Präsident des Vereins Kloster Kappel war.

«Ich wollte eine Welt, die zunehmend in Vergessenheit gerät, für die Nachwelt dokumentieren», erklärt Müller seine Motivation, für sein Buchprojekt ins Archiv zu steigen. Um ein möglichst authentisches Bild des Lebens in der damaligen Anstalt zu zeichnen, führte er zahlreiche Gespräche mit den wenigen Zeitzeugen, die teilweise heute noch leben. Etwa mit dem ehemaligen Schneider in der Anstalt oder dem ehemaligen Anstaltsarzt.

Angefangen beim Mushafen

Heute löst allein das Wort «Korrekptionsanstalt» negative Gefühle aus. Müller dazu: «Die damaligen Verhältnisse lassen sich nicht verstehen ohne historischen Kontext.» Zu Beginn beleuchtet das Buch deshalb die Geschichte der Armenfürsorge in Zürich seit der Reformation.

Viel Platz wird dem Alltag in der Anstalt eingeräumt, von der medizinischen Versorgung bis hin zur Seelsorge. Dabei kommen auch die Anekdoten nicht zu kurz. Den Abschluss und Ausblick bilden die Beschreibungen des heutigen Landwirtschaftsbetriebs, der baulichen Entwicklung der Anlage sowie die Finanzen. **Sandra Hohendahl-Tesch**

Andreas Müller: Die Anstalt Kappel am Albis – ein Sozialwerk im Wandel. 2019. Bezug: mail@verein-klosterkappel.ch, Fr. 30.–.

INSERATE

Ihre Spende sorgt für würdige Lebensbedingungen.

www.heks.ch
PC 80-1115-1

Im Kleinen Grosses bewirken.

HEKS
EPER



Wochenende für Verwitwete,
für trauernde Partnerinnen und Partner
Samstag/Sonntag, 16./17. November 2019
im Parkhotel Gunten am Thunersee

Auskunft und detaillierte Unterlagen:
Christine Mühlematter 033 654 49 83
079 295 30 88 / chmuefa@bluewin.ch

Unsichtbare Not lebt unter uns
CHF 50.–
für die Sieber-Kältepatrouille, die Obdachlose an die Wärme bringt
Jetzt spenden auf
www.swsieber.ch
oder SMS mit SIEBER50
(CHF 50 oder anderer Betrag)
an die Nummer 488

5023 Biberstein
062 839 30 90
Radio Freundes-Dienst
Leben für Alle über DAB+
Infos und Programm: radiofd.ch

www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

Tipps

Ausstellung

Das Meer ins Museum geholt

Die ballspielenden Jugendlichen am Strand von Rio de Janeiro hatten es 1958 dem Zürcher Fotografen René Burri angetan, während sein Magnum-Kollege Werner Bischof 1952 das wasserspritzende Vergnügen von indischen Kindern auf Zelluloid bannte. Mit 14 Fotografinnen und Fotografen holt die Bildhalle in der Ausstellung «Seaside» das Meer ins Museum und lässt die Daheimgebliebenen visuell am Strandleben in aller Welt teilhaben. **bu**

«Seaside», bis 17. August, Bildhalle, Stauffacherquai 56, Zürich.



Kindliche Strandfreuden in Indien.

Foto: Werner Bischof / Magnum

Sachbuch



Hundertmeter-Sprint

Foto: Wikimedia

Das Raubtier im Nacken oder die Lust am Laufen

Aus der Perspektive des Sports hat der Wissenschaftshistoriker Ernst Peter Fischer eine Evolutions- und Kulturgeschichte geschrieben. Den Bewegungsdrang des Menschen erklärt er beispielsweise von seiner nomadischen Frühgeschichte her. Die Flucht vor Raubtieren machte unseren Vorfahren Beine. **bu**

Ernst Peter Fischer: Erster sein. Edition Zeitblende/AT-Verlag, 352 S., Fr. 47.90.

Architektur



Architektur-Ikone

Foto: ZHdK

Im Corbusier-Pavillon ist alles ganz schön bunt

In frischen Farben kommt der Corbusier-Pavillon aus Stahl und Glas nach seiner aufwändigen Restaurierung daher. Im Inneren ist der Wimmelkosmos aus Kunst- und Naturobjekten des leidenschaftlichen Sammlers ausgestellt. Die Gegenstände treten mit dem Gebäude in einen spannenden Dialog. **bu**

Pavillon du Corbusier, bis 17. November, Zürichhorn, So, 12–18 Uhr, Do, 12–20 Uhr.

Agenda

Gottesdienst

Ökumenischer Festgottesdienst zur Bundesfeier

Musik aus «Missa pro Patria» von Hilber und «Toggenburger Messe» von Roth. Kirchenchöre Küssnacht, Joachim Schwander (Leitung), Emanuele Janibelli (Orgel), Pfr. Karl Wolf, Pfr. Andrea Marco Bianca. Danach Frühstück.

Do, 1. August, 9 Uhr
Kath. Kirche, Küssnacht

Sommertagesdienst mit Jazz

Janet Dawkins (Gesang), Peter Leuzinger (Kontrabass), Pfr. Martin Günthard (Liturgie, Piano). Danach Würste vom Grill, Brot, Getränke.

So, 4. August, 10 Uhr
Beim ref. KGH Höngg, Zürich
Bei schlechtem Wetter im KGH

Politischer Abendgottesdienst

«Gutes Alter, gute Betreuung – für alle!» Kurt Seifert, Netzwerk Gutes Alter.

Fr, 9. August, 18.30 Uhr
Wasserkirche, Limmatquai 31, Zürich

Familiengottesdienst und Fest

Gottesdienst zum Schulbeginn mit den Polizeihunden Paros und Kyra. Chindsgitäschi oder Thek mitbringen. Danach Picknick im Kirchenpark. Grill, Brot, Getränke, Kuchen stehen bereit, alles andere mitbringen. Mit Chileturm-Chügelbahn und Show von Paros und Kyra.

So, 18. August, 10 Uhr
Ref. Kirche, Affoltern am Albis
Bei schlechtem Wetter im KGH

Familiengottesdienst und Fest

Gottesdienst zum Schulbeginn mit Liedermacher Linard Bardill und Pfr. Hans-Jürgen Heckmann. Danach Würste vom Grill, Getränke, Kuchen und Konzert von Linard Bardill (13 Uhr).

So, 18. August, 10.30 Uhr
Ref. Kirche, Unterstammheim
Bei schlechtem Wetter findet das Konzert in der Kirche statt.

Begegnung

Liegestühle in der Kirche

An heissen Tagen im kühlen Chor der Kirche entspannen.

Bis 17. August, Mo–Sa, 9–17.30 Uhr (ausser während Abdankungen)
Ref. Kirche, Bülach

Taizésingen in der Klosterkirche

Leitung: Pfrn. Regula Eschle Wyler.

Fr, 16. August, 19.30–20.30 Uhr
Kloster Kappel, Kappel am Albis
Weitere Daten: www.klosterkappel.ch

Tanzcafé

Für Menschen mit Demenz und alle, die gerne tanzen und mitsingen. Esther und Beat Beeler legen alte Lieblingsmelodien auf. Mit «TanzBar».

Di, 20. August, 14.30–16.30 Uhr
Ref. KGH Oberstrass, Zürich

Offener Beginn und Schluss. Monika Hänggi, 044 253 62 81. Weitere Daten: www.kirche-oberstrass.ch

Tanzcafé

Eingeladen sind AnfängerInnen und HobbytänzerInnen, junge und alte Erwachsene, Demenzbetroffene und ihre Angehörigen, Singles und Paare. DJ Walter legt Lieblingsmelodien auf. Mit Bowle und Knabberien.

Di, 20. August, 14.30–16.30 Uhr
Ref. KGH, Uster

Beatrice Spörri, 044 943 15 12.
Einmal monatlich. Weitere Daten: www.refuster.ch

Liturgische Klosternacht

«Himmelsleitern». Einstimmung, meditatives Gehen und Tanzen, Abendmahlsfeier, Verweilen am Feuer, Kontemplation, Morgenlob. Musik: Trio Celeste. Leitung: Pfr. Volker Bleil, Pfrn. Regula Eschle Wyler, Rita Kaelin-Rota.

30.–31. August, 20–7 Uhr
Kloster Kappel, Kappel am Albis

Eintritt frei, Kollekte. Mit Ruheraum, Tee, Brot. Reservation Abendessen (Fr. 32.–) und Frühstück (Fr. 18.–): 044 764 87 84.
www.klosterkappel.ch

Bildung

Szenischer Stadtrundgang «Auf den Spuren der Diakonie»

An ausgewählten Orten in der Altstadt mehr über Reformation und Diakonie in Winterthur erfahren. Dazu spielt eine Theatergruppe passende Episoden. Abschluss mit Umtrunk.

So, 18. August, 14 Uhr
Winterthur (Treffpunkt bei Anmeldung)

Anmeldung: kirche.oberi@zh.ref.ch, 052 242 28 81. Weitere Daten: www.refkirchewinterthur.ch

Gespräch mit Klimaaktivist

Pfr. Ueli Greminger im Gespräch mit Samuel Lüthi, Klimastreik Schweiz.

Mi, 28. August, 18.15 Uhr
Ref. KGH Lavaterhaus, St. Peterhofstatt 6, Zürich

Kultur

Freilichttheater zu «500 Jahre Reformation»

«Wie s Elsi de Pfarrer ghürate hät». An verschiedenen Stationen spielen DarstellerInnen aus Rifferswil Geschichten, wie sie sich zu Zeiten der Reformation im Dorf zugetragen haben könnten.

Sa, 17. August, 15–18 Uhr
Dorfplatz, Rifferswil (Start)

Eintritt frei, Kollekte. Im Rahmen des Sommerfests «1000 Jahre Rifferswil». www.kircherifferswil.ch

Sitzberger Orgelkonzerte

Werke von Stamitz, Bach-Söhnen, Hindemith, Stalder, Beethoven, Donizetti. Ursula Jaggi (Barockorgel), Sabine Kappeler-Häberlin (Flöte).

So, 25. August, 17.15 Uhr
Ref. Kirche, Sitzberg

Eintritt frei, Kollekte. Weitere Konzerte: 22.9./20.10. www.kirche-sitzberg.ch

Musik und Wort

Szenisches Konzert zur Genügsamkeit. Ensemble «Ultraschall» – Julia Medugno (Tanz, Gesang), Dominique Misteli (Terzi, Tanz), Ilja Völlmy Kudrjajtsev (Orgel), Alexej Wirth (Violine). Pfrn. Regula Eschle Wyler (Lesungen).

So, 25. August, 17.15 Uhr
Kloster Kappel, Kirche, Kappel am Albis

Eintritt frei, Kollekte

Orgelfestival Uster

Jeweils 19 Uhr
Ref. Kirche, Uster

– So, 25. August: «Orgel und Moldau», Pavel Kohout, Prag

– Do, 29. August: «Orgel und Folklore», Jürg Brunner, Streichkapelle «Alderbeube»

– So, 1. September: «Orgel und Trompete». Stefan Schättin, Laurent Tinguely (Trompete)

Eintritt: Fr. 25/23/15.–. Abendkasse ab 18 Uhr. Weitere Konzerte: 8./15.9. www.orgelfestival.ch

Lesung und Gespräch

In der Reihe «Literarisch Boldern». Dana Grigorcea («Die Dame mit dem maghrebinischen Hündchen», Dörlemann 2018). Moderation: Barbara Bleisch, «Sternstunde Philosophie», SRF.

Fr, 30. August, 19–20.30 Uhr
Seminarhotel Boldern, Männedorf

Eintritt inkl. Apéro ab 18.30 Uhr: Fr. 25.–

Musical zum Reformationsjubiläum

«Ein schöner Schwindel». Ein Gaukler gibt sich für Zwingli aus und das Chaos nimmt seinen Lauf. LaienschauspielerInnen, Chor mit SolistInnen, Liveband. Seraphin Schlager (Buch), Mike Dumitrescu (Regie), Jakob Schneider (Musik), Dorien Wijn (musikalische Leitung), Hansueli Bamert (Leitung Chor).

30. August bis 15. September, jeweils donnerstags bis sonntags, 20 Uhr
Lindenplatz 14, Winterthur-Wülflingen

Eintritt: Fr. 62/44/32.–, Lernende, IV, Legi: Fr. 42/32/24.–. Gastronomie ab 18 Uhr. Vorverkauf: www.einschoenerschwindel.ch

Leserbriefe

reformiert. 14/2019, S. 2
Globaler Kraftakt für die Menschlichkeit

Ein Schiff entsenden

Der Vorschlag von Heinrich Bedford-Strohm, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche Deutschland, ein Kirchenschiff ins Mittelmeer zu entsenden zur Rettung von schiffbrüchigen Flüchtlingen, ist beispielhaft. Und die Schweiz? Üben wir uns in vornehmer Zurückhaltung? Es ist sehr gut vorstellbar, dass viele Christen sich mehr Engagement der Schweiz in der Flüchtlingsfrage vorstellen können und auch bereit sind, dafür ein Opfer zu erbringen. Boote unter Schweizer Flagge einsetzen, ist eine Möglichkeit, aber auch rasche humanitäre Hilfe für Schiffe tut not. Viele erwarten von der reformierten Kirche ein starkes soziales Engagement. Hier gibt es eine Möglichkeit.
Martin A. Liechti, Maur

reformiert. 14/2019, S. 4–5
Zürichsee statt Taufbecken

Kirche wird Event-Kirche

Aufgrund des Artikels «Zürichsee statt Taufbecken» und den von Pfarrer Andrea Bianca gemachten Äusserung: «Jemand, der sein Leben lang Kirchensteuern zahlt, hat das Recht, drei Mal Kirche persönlich zu erleben», beschleicht mich das unguete Gefühl, dass die Kirche zu einer Event-Kirche und die Kirchensteuer zu einer Vergnügungssteuer mutiert. Der Pfarrer wird Moderator des Events und die Botenschaft wird zum Rahmenprogramm. Hofft man damit mehr Leute zum Glauben zu bringen?
Marcel Cristini, Zürich

reformiert. 14/2019, S. 8
Die Lebensfrohe, die das Lagerleben liebt

Engagierte Jugend

Besten Dank für Ihr sympathisches Porträt der engagierten, lebensfrohen Cevileiteiterin Anja Richard. Meine 13-jährige Tochter ist ein Tag, nachdem wir das «reformiert.» im Briefkasten hatten, in den Vorkurs des Cevi-Regionalverbandes ZH-SH-GL abgereist, welchen Anja Richard mitleitet. Rund 60 Teilnehmende werden von etwa 20 Leitenden – motivierten jungen Er-

wachsenen, die viel von ihrer Freizeit opfern – eine Woche lang in die Grundlagen der Leiterkunde eingeführt, damit sie später in ihren lokalen Cevi-Gruppen ebenfalls Verantwortung übernehmen können. Mein Mann und ich waren selber im Cevi und in der Pfadi als Leiter aktiv und freuen uns sehr, dass unsere Tochter mit Unterstützung von jungen Menschen wie Anja Richard in unsere Fussstapfen tritt.
Ursula Oetiker Eggli, Zürich

Ihre Meinung interessiert uns. zuschriften@reformiert.info oder an «reformiert.» Redaktion Zürich, Postfach, 8022 Zürich. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern|Jura|Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info
Gesamtauflage: 706 009 Exemplare

Redaktion
AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)
Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert.Zürich
Auflage: 223 996 Exemplare (WEMF) 45369 reformiert. Zürich: Erscheint vierzehntäglich. Im August erscheint nur eine Ausgabe
Herausgeber: Trägerverein reformiert. zürich, Zürich
Präsidentin: Undine Gellner, Wädenswil
Redaktionsleitung: Felix Reich
Verlag: Hans Ramseier (Leitung), Cornelia Burgherr, Brigitte Tanner
Redaktion und Verlag
Postfach, 8022 Zürich, Tel. 044 268 50 00
redaktion.zuerich@reformiert.info
verlag.zuerich@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen
Stadt Zürich: 043 322 18 18, info@i-kg.ch
Stadt Winterthur: 058 717 58 00
mutationen.winterthur@zh.ref.ch
Übrige: Sekretariat Ihrer Kirchgemeinde oder reformiert@schellenbergdruck.ch
Tel. 044 953 11 80

Veranstaltungshinweise
agenda.zuerich@reformiert.info
Inserate
Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch
Nächste Ausgabe: 30. August 2019
Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



Porträt

Was der Mensch vom Esel lernen kann

Pädagogik Ist Sandra Begré mit Eseln und Kindern in der Natur unterwegs, lernt sie zu vertrauen. Und die Pfarrerin erfährt Lebendigkeit und Göttliches.



Sandra Begré und der Grossesesel Bosco: «Er ist das Sensibelchen von unseren vier Eseln.»

Foto: Ephraim Bieri

Figaro steht einfach da, im Stall. Seinen Besuchern zugewandt hat er seinen Hintern – und seine Ohren. Sandra Begré lacht. «27 Jahre sind wir jetzt schon zusammen unterwegs. Und er hat immer noch Flausen im Kopf.» Das liege auch daran, dass sie bei ihm «so ziemlich alle Fehler» gemacht habe, die man bei Eseln machen könne.

Als soziale Tiere können sie nur in Herden artgerecht leben. Figaro aber war eine entscheidende Phase lang oft allein unter Menschen. So betrachte er diese nun als seinesgleichen, sagt Sandra Begré mit Schalk und Ernst zugleich: «Esel gehen davon aus, dass sie mitbestim-

men. Sie sind sehr demokratisch.» Das werde oft als stur angeschaut. Dabei sei es «einfach schlau».

Bescheiden geworden

Figaro kam als Konfirmationsgeschenk zur damals 15-jährigen Thuner Schülerin. Damit begann, was bestimmend wurde für Begré. Heute teilen sich mit ihr, ihrem Partner, ihren Eltern und Figaro die Eseldamen Néla und Aisha und «das Sensibelchen» Bosco ein weites Dach mit Umschwung, ein umgebautes Bauernhaus bei Herzogenbuchsee.

Das Haus scheint gross, ist aber einfach und sinnerfüllt gestaltet. Ähnlich wie das Leben der 42-Jäh-

rigen: «Ich bin bescheiden geworden und muss nicht mehr die Probleme der Welt lösen.» Das fühle sich so an, wie wenn die Esel abends einfach im Stall stehen und mamp-

Sandra Begré, 42

Die Pfarrerin und systemische Naturtherapeutin hat seit 27 Jahren Esel. Neben ihrer theologischen Arbeit bietet sie Eseltrekking für Kinder und Jugendliche an und bildet sich weiter in tiergestützter Therapie und Pädagogik. Sie lebt mit ihrem Partner und den Tieren im Berner Mittelland.

fen. «Ich bin überzeugt, dass es eine Wirkung hat, wenn man sich auf diese Wesen einlässt.»

Konkret erfährt es Begré beim Eseltrekking mit Kindern und Jugendlichen. Nur mit dem Nötigsten gehen sie raus. Die ungefähre Route steht, zum Schlafen ist kein Ort festgelegt, kein Programm. «Wir gehen bloss mit den Rucksäcken, dem Wissen, der Erfahrung, die wir haben, das braucht unglaublich viel Vertrauen.» Das erste Mal sei sie gestresst gewesen. Aber sie habe erfahren: «Es gibt immer eine Lösung. Zu diesem Grundvertrauen möchte ich die Kinder hinführen.»

Lange wollte Sandra Begré Tierärztin werden. Schon als Zwölfjährige hat sie mit Erwachsenen «leidenschaftlich über Lebens- und Sinnfragen diskutiert». Kurz vor der Matur setzte sie auf die Theologie, auch dank des Konfirmationspfarrers. Doch es folgte eine harzige Zeit. «Ich habe stark gerungen, bis ich den Weg fand zu meiner Theo-

.....
«Es gibt immer eine Lösung. Zu diesem Vertrauen möchte ich Kinder hinführen.»

logie.» Am meisten störte sie die Fixierung auf den Menschen, das Anthropozentrische. Ihr sei das zu verkopft: «Am wichtigsten ist mir die Verbundenheit zur Erde, mit dem Lebendigen, dem Göttlichen, das Vertrauen. Und das Göttliche ist die Kraft und der Sinn in allem.»

So fand sie zu ihrer Aufgabe, Theologie zu verbinden mit Kräften der Natur. Das bringe ihr Kritik von zwei Seiten. Die Arbeit mit Menschen in der Natur wird von manchen als unchristlich angesehen. Andere verstünden ihren Einsatz in einer Kirche nicht, die einst Menschen verfolgte, die in Verbindung mit Naturkräften standen.

Nun ist sie Pfarrerin, und zwar gerne. Und zu spüren ist es auch, wenn sie über die Zukunft der Kirche diskutiert und dabei ins Feuer kommt: «In der Kirche können wir noch viel lernen.» Marius Schären

Das Video vom Spaziergang mit Pfarrerin Sandra Begré und ihren Eseln:

reformiert.info/esel

Gretchenfrage

Thomas Zurbuchen, Astrophysiker:

«Wenn ich mich machtlos fühle, dann bete ich»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Zurbuchen?

Religion sollte einen zu einem besseren Menschen machen. In diesem Sinn ist sie mir sehr wichtig. Ich hoffe, dass am Ende meines Lebens nicht nur das übrig bleibt, was ich im Beruf geleistet habe. Sondern dass man sagen wird: Er war ein guter Mann, Vater und Freund.

Gehen Sie in die Kirche?

Als Kind war ich oft in der Kirche, weil mein Vater Prediger einer Freikirche in Heiligenschwendi BE war, wo ich aufwuchs. Heute verkehre ich nicht in kirchlichen Kreisen.

Glauben Sie an Gott?

Wenn ich ins Universum und die Natur schaue, empfinde ich tiefe Ehrfurcht vor etwas, das grösser ist als ich. Ich nenne das jedoch nicht Gott, sondern einfach höhere Macht. Ich finde die Ehrfurcht davor wichtiger als den Namen.

Beten Sie?

Ja. Wenn ich mich in meinem Privatleben machtlos fühle, wenn es um Gesundheit oder Tod geht, ist das Gebet die einzige Entgegnung. Nicht gut finde ich, wenn Leute beten und dann Schlechtes tun.

Entstand das Universum aus Zufall?

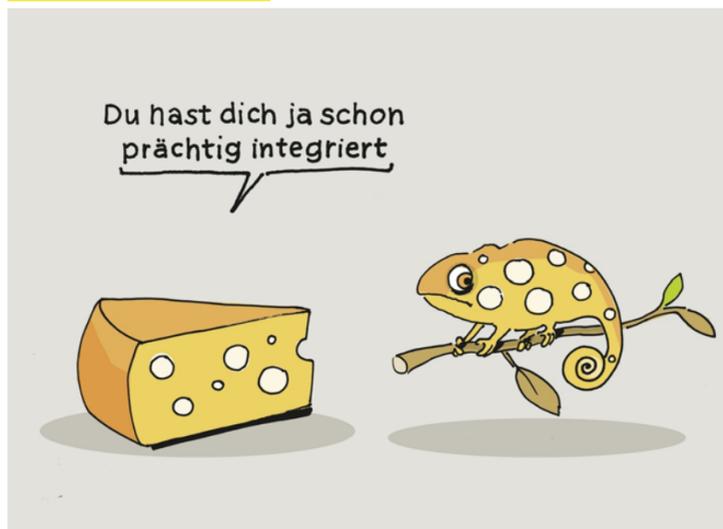
Ich weiss es nicht. Das Universum ist sehr viel grösser, als wir meinen. Der Teil, den wir sehen, macht den Millionstel eines Prozents des Ganzen aus. Mit meinem zeitlich und räumlich beschränkten Verständnis kann ich die Frage nach dem Ursprung nicht beantworten. Wer behauptet, es zu können, egal ob von wissenschaftlicher oder religiöser Seite, ist intellektuell arrogant.

Sie sagen, Religion und Wissenschaft seien dasselbe. Inwiefern?

Es sind unterschiedliche Methoden, die grossen und kleinen Fragen des Leben zu erforschen. Manche traditionell religiösen Leute haben eine Ruhe, die ich nicht habe. Als Wissenschaftler weiss ich, dass wir noch unglaublich viel lernen und herausfinden müssen.

Interview: Sabine Schüpbach

Christoph Biedermann



Mutmacher

Eine Einsicht, die den Ärger vertreibt

Das Meditieren begleitet mich schon seit 30 Jahren. Es ist ein ständiger Mutmacher, weil es mich gelassener macht. Das bestätigt mir auch mein Umfeld. Früher konnte ich gegenüber anderen Menschen ziemlich «spitzig» sein. Heute passiert mir das seltener. Kürzlich habe ich mich beispielsweise über eine Person geärgert, die sich oft aufspielt und in den Vordergrund drängt. Beim Meditieren habe ich realisiert, dass sie sich so verhält, weil sie von anderen gesehen werden möchte. Dieses Bedürfnis

kenne ich von mir selbst ja auch. Als mir das bewusst wurde, verflog mein Ärger. Ich war sehr froh über diese Erkenntnis. Es ist nicht so, dass ich beim Meditieren nachdenke. Aber manchmal taucht eine Einsicht auf, während ich nach der Zen-Methode mit der Aufmerksamkeit dem Atem folge. Die Stille, in die ich eintauche, nimmt den giftigen Stachel weg. Vor allem zu Beginn hatte das Meditieren auch einen grossen Einfluss auf meine Partnerschaft, weil ich mich dadurch viel weniger schnell angegriffen fühlte. sas

Lilly Mettler ist pensionierte Musiktherapeutin und leitet Kontemplationsabende in der reformierten Kirche Zürich-Höngg.

reformiert.info/mutmacher



Thomas Zurbuchen ist seit 2016 Wissenschaftsleiter der NASA und lebt nahe Washington, USA. Foto: Keystone